I/II

2 Bde
18.50
236/126

173 85

Sm 879
-2-

Ch. H. Spieß
sämtliche Schriften.

Zweiter Band.

Enthält
Biographien der Selbstmörder,
Zweiter Theil.

Frankfurt und Leipzig.
1800.

STADTBIBLIOTH[EK]
AUGSBURG
1957.2466

Biographien

der

Selbstmörder,

von

Christian Heinrich Spieß.

Ein Leiden, das man unterdrücket,
Vermehret den geheimen Schmerz,
Und jede Thräne, die erstickt,
Gräbt blutig sich in unser Herz.

Zacharias.

Zweites Bändchen.

Frankfurt und Leipzig.

1800.

Vorrede.

Der allgemeine Beyfall, mit dem das erste Bändchen meiner Biographie der Selbstmörder aufgenommen wurde, hatte die Folge, daß ich keinen Anstand nahm, auch das zweyte Bändchen davon dem Drucke zu überlassen. Die Zeit wird es entscheiden, ob ich der Erwartung des denkenden Publikums genug gethan habe. Uibrigens muß ich feyerlich wider denjenigen Beyfall protestiren, den man mir dadurch zu geben glaubt, wenn man Stücke aus meiner Biographie des Nachdrucks würdig hält. Dieser Meynung war meines Wissens die van Ghelensche Druckerey in Wien, die

sich so niedrig zu seyn unterstund, den Pater Aemilian nachzudrucken, und das Stück davon um 3 Kreuzer zu verkaufen. Ich kann ihr ungeschicktes Kompliment, das sie mir mit dem Nachdrucke machen wollte, durch nichts anders erwiedern, als wenn ich denjenigen, der auf die einfältigen Gedanken verfiel, mir nur als einen Schurken denke, für den ich ihn aber bis izt noch nicht erklären will.

Das ist alles, was ich bey der Auflage des zweyten Bändchens meiner Biographie der Selbstmörder sagen konnte. Uiber Auswahl der Gegenstände, und über schriftlichen Vortrag entscheidet die Kritik.

Selbstmörder aus Liebe.

Isidor und Antonia.

Weil der Vater es so wollte, und die Mutter es ausdrücklich verlangte, so entschloß sich Friedrich schon in seiner frühsten Jugend, ein Mönch zu werden. Im siebenzehnten Jahre seines Alters schwor er, Natur und Instinkt zu verläugnen, in Gedanken, Worten und Werken ewig keusch zu leben. Er schwor dieß willig und frey, denn noch wußte er nicht, was Liebe ist, was sie kann und vermag.

Nach der gewöhnlichen Sitte aller Mönche legte er am Tage seiner Einkleidung seinen Taufnamen ab, und wurde Isidor genannt. Fünf Jahr lebte er ruhig in der einsamen Zelle, betete im Chore, und begleitete den Abt zum Altare, wenn dieser mit der Infel auf dem Haupte die Messe zelebrirte. Einst auch so ein Abt zu werden, auch mit solchem Staate umgeben, sich dem andächtigen Volke dar-

stellen zu können, war dann sein einziger Wunsch, mit dem er in mißvergnügten Stunden seine Einbildungskraft beschäftigte. Als er mehr zu fühlen, und der Ursache seines Daseyns nachzuspüren anfieng, als sein Herz beym Anblicke eines schönen Mädchens stärker klopfte, sein Auge lüstern auf ihrem Busen verweilte, traf ihn im Herbste die Reihe, mit einigen seiner Brüder auf die benachbarte Universität zu ziehen, um dort die Theologie zu studieren. Er wurde hier von den Freunden seines Vaters sehr gut empfangen, und war bald der tägliche Gesellschafter in einem Hause, das ihm zwar nur vom weiten verwandt, aber durch allerhand Geschäfte mit seinem Vater sehr eng verbunden war. Toni, die Tochter dieses Hauses, ein schönes, gutes, sehr empfindsames Mädchen fand Isidors Umgang besonders angenehm. Sie war oft seine einzige Gesellschafterin, wenn Vater und Mutter ihren Geschäften nachgiengen, und unbesorgt die Tochter mit einem Geistlichen allein liessen. Anfangs war auch ihre Unterhaltung rein und unschuldig, aber bald, sehr bald war sie es nicht mehr. Antoniens Lieblingsbeschäftigung war die Lektür. Isidor mußte ihr oft die empfindsamen Romane unsers Zeitalters vorlesen. Er fand, wie sie, inniges Behagen daran, wenn Thränen des Mitleids Antoniens Wangen benezten, so vermochte auch Isidor nicht weiter zu lesen. Gleiche Empfindungen, ähnliches Gefühl, Harmonie des Her-

zens und der Seele sind die ersten Symptomen der Liebe, die sich bey fortwährendem Umgange bald deutlicher zeigen und allmächtig verbreiten. Toni und Isidor fühlten diese ausgemachte Wahrheit, beyde liebten einander, aber beyde schwiegen. Sie suchten sich ämsig, und flohen einander, wenn sie sich fanden. Sie hatten die schönsten Bücher, und sassen oft stundenlang sprachlos und stumm. Sie wagtens nicht, einander anzublicken, wenn sie allein waren, und sprachen dann nur frey miteinander, wenn sie von Gesellschaftern umgeben waren.

Diese Liebe wurde täglich heftiger, wuchs zu einer riesenmäßigen Stärke. Wenn Isidor in der einsamen Nacht seines Schwures ganz vergaß, sich schlaflos, in Phantasien der Liebe gehüllt, auf seinem Lager wälzte, Antonien als sein Weib, sich Ebenbilder dieses Engels dachte, ganz Gatte, ganz Vater war; so wachte Toni ebenfalls, sah im Spiele der erhizten Einbildungskraft den schönen Isidor vor sich knien, hörte sein Liebesgeständniß mit Entzücken, wollte ihn an ihr klopfendes Herz drücken, aber der fürchterliche Habit, den er trug, rauschte, sie bebte zurück, weinte sich müde.

Ein halbes Jahr vergieng, und ihre Liebe stand nun auf dem Punkte, wo sie entweder alles wagen oder alles verlieren mußte. An einem Sommerabende war Antoniens Vater in Geschäften ausgegangen, die Mutter besuchte eine kranke Freundin, und Toni erwartete, so wenig sie sichs auch geste-

hen wollte, ihren Isidor mit Sehnsucht. Er trat, als es schon dunkel zu werden begann, ins Zimmer. Zitternd lud ihn Toni zu sich aufs Kanapee ein. Sie blickten, durchs Düstere der herannahenden Nacht beherzt, einander an. wollten sprechen, vermochtens nicht, stammelten, bebten, standen auf und sanken Arm in Arm aufs Kanapee zurück. Küsse, feurige, ganz die Heftigkeit ihrer Liebe athmende Küsse waren ihre einzige Sprache. Eine Stunde verflog und ihre Liebe fand noch keine Worte. Es wurde finster, und sie trennten sich, ohne sichs ein einzigesmal gesagt zu haben, daß sie sich liebten. Erst nach drey langen Tagen fanden sie sich wieder allein. Toni weinte als Isidor zu ihr trat.

Isidor. Engel, du weinst!

Toni. Bin ich nicht unglücklich? muß ich nicht weinen?

Isidor. Unglücklich? Muß?

Toni. Ja, lieber Isidor! ich liebe dich von ganzen Herzen — Meine Liebe kennt, sie wünscht nur dich, verlangt nur nach dir, und du — Ich vermags nicht auszusprechen, und du — (sie ergriff sein schwarzes Skapulier, und benezte es mit ihren Thränen).

Isidor. (trostlos) Und ich?

Toni. Du kannst mich nicht lieben!

Isidor. Ich, dich nicht lieben? O Mädchen! — — —

Toni. Ich glaube dir! aber laß uns weiter gehen — kannst du mich auch glücklich machen! glücklich durch deinen Besitz! glücklich durch — —

Isidor. (dem Tropfen aus seinen Augen rollen) Du quälst mich!

Toni. Du hast geschworen!

Isidor. (seufzend) Das habe ich!

Toni. Bey dem Namen des Allmächtigen, der reinsten Jungfrau und allen Heiligen geschworen, daß du nie ein Mädchen lieben willst!

Isidor. (schweigt).

Toni. Beruhige mich, wenn du kannst!

Isidor. Ich habe geschworen, habe gelobt, aber ich liebe dich doch, und wenn der Gott, welcher meinen Schwur hörte, aber nun auch meine Qual, mein Leiden sieht, mich strafen will, strafen kann, so erwarte ich ohne Zittern seine Strafe, aber ich liebe dich doch, liebe dich ewig!

Toni. Und doch wird man dich bald von meiner Seite reissen! in den Mauern des Klosters wirst du dann ewig nach mir seufzen, mich ewig nimmermehr sehen!

Nun sprachen sie nicht mehr, weinten, seufzten und trennten sich mit Angst und Verzweiflung.

Am andern Morgen trat Isidor lächelnd und freundlich in Toni's Zimmer. Er war einer der schönsten, blühendsten Männer, aber heute war er schöner als alle, denn Hofnung, die Rose der Schönheit, glänzte auf seinen Wangen, und das

alles beseelende Feuer der Liebe throute in seinen Augen. Antonie fühlte diese Wirkung ganz, der nie so schöne Isidor bemächtigte sich des kleinen Restes der Vernunft, welcher immer noch wider ihn protestirte, und sie beschloß in diesem Augenblicke ewig sein zu bleiben, troz allen Hindernissen, ihn ewig zu besitzen!

Ihre Mutter war zugegen, aber diese verhinderte Isidoren nicht, ihr ein Briefchen in die Hand zu drücken. Er gieng, weil die Glocke ihn nach seinen Kollegien rufte. Toni eilte bald hernach in einen einsamen Winkel, um ihres Geliebten Brief zu lesen. „Du hast mir, schrieb er, eine schreck„liche Nacht gemacht! Qualen, die ich noch nie „empfunden, folterten mein Herz, selbstmörderi„sche Gedanken erfüllten meine Seele! Ich rang, „kämpfte, betete, und Gott, der mein Flehen „hörte, schenkte mir Kraft und Stärke zu überle„gen, zu beschliessen. Ich bin nicht für dich ver„loren, ich will dich noch mein, noch Gattinn „nennen! — Der Gedanke reißt mich schon zur „unsinnigen Freude hin, ich muß eilen, dir mei„nen Plan bekannt zu machen, sonst führt meine „schwärmerische Einbildungskraft mich über die Zin„nen des Tempels hinweg, ich träume in die Zu„kunft, und vergesse aufs Gegenwärtige. Höre „also, Mädchen meiner Seele, höre mich, und „sage dann noch, ob ich dich nicht lieben darf. „Auf den nahen Herbst, gehe ich — Laß dich dieß

„nicht erschrecken — auf zwey Monate ins Kloster „zurück. Besuche meine Eltern, schildere ihnen „meinen Zustand, und bewege sie gewiß, mit mir „den heiligen Vater in Rom zu beschwören, mein „Gelübde aufzulösen, mich meines Schwures zu „entlassen. Ich bin noch nicht zum Priester ge„weiht, und meine Bitte wird gewiß erfüllt. Zwei„felst du an dem guten Ausgange, oder wird mir „meine Bitte nicht gewährt, so baue und traue „ich auf deine Liebe, und habe schon ein anderes, „ganz sicheres Projekt. Ich schmeichle meiner „Mutter eine Summe Gelds ab, komme zurück, „und eile mit dir über die Gränze ins Evangeli„sche, wo mein Schwur nicht gilt, wo kein Ge„lübde mich hindert, dich ewig zu besitzen. Ob „wir dort leben können, Unterhalt finden werden? „dieß will ich gar nicht untersuchen, denn nur dei„ne Liebe giebt mir Leben und Nahrung, und wer „arbeiten kann, der verhungert nie! Ich bin also „dein, ewig dein!“

Wer wirds dem liebetrunkenen Mädchen wohl verargen, wenn sie dem Plane des Isidors ganz traute, sich schon vor seine Gattinn hielt, und in Wonne, die nur Liebende fühlen können, ihren Einzigen Abends erwartete. Der Zufall ließ sie ungehindert durch drey Stunden allein. Ihre Freude war außerordentlich, ihre Liebe unermeßlich. Sie küßten, träumten, erwachten, versanken aufs neue in Schwärmereyen, vergassen auf alles, und

gewährten sich alles. Zu spät erwachten sie aus ihren Taumel, und sahen nun, um ihre Reue zu vermindern, sehnsuchtsvoll der Erfüllung ihres Planes entgegen. Toni fühlte sich bald darauf schwanger, und riß sich beym Anfange des Herbstes nur darum aus Isidors Armen, um ihn bald auf ewig besitzen zu können.

Isidor flog nach seinem Kloster, besuchte seine Eltern, die in der Nähe wohnten, noch an dem nämlichen Tage, und fieng sogleich an, seinen Plan, doch ganz verdeckt, auszuführen; aber er hörte zu seinem Erstaunen, daß seine Eltern nie in so etwas willigen, ehe ihren Sohn in ewigen Kerker des Klosters schmachten lassen, als der Kirche einen Bräutigam entreissen würden. Isidor veränderte also seinen Plan auf der Stelle, und gestand seiner Mutter, die ihn sehr liebte, daß er auf der Universität, an vielen erkauften Büchern und andern Ergötzlichkeiten zweytausend Gulden Schulden gemacht hätte, die er bey seiner Ankunft zahlen, oder gewärtig seyn müßte, daß man an seinen Abt schreiben würde. Um dieses zu verhindern, versprach die Mutter sogleich, die Summe in zwey Monaten zu bezahlen, denn eher könnte sie dieses Geld ohne Wissen des geizigen Vaters nicht zusammenbringen.

Isidor reißte also mit der gewissen Versicherung des nachfolgenden Geldes nach der Universität, und machte schon unterwegens Plane zu Toni's Ent-

führung. Er eilte zu ihr, fand sie allein und in Thränen.

Toni. (ihm entgegen laufend, an seinem Halse weilend) O Engel des Himmels, was bringst du mir? Hülfe, Leben oder Tod?

Isidor. Hülfe! Leben! wir werden glücklich seyn!

Toni. O so komm! laß uns zu den Füssen unsrer Eltern eilen.

Isidor. Nicht so, Engel! der erste Plan ist vernichtet. Uns bleibt nichts übrig, als zu entfliehen.

Toni. Fliehen? Ja! in deinen Armen wohin du willst, aber nur eilig, nur schnell, noch diesen Abend, eh meine Eltern nach Hause kommen!

Isidor. Aber warum so geschwind, so — —

Toni. Meine Mutter muthmaßt meinen Zustand! Meine Schnürbrust will nicht mehr schliessen! Sie will morgen früh — — O nur fort, Isidor, nur fort! damit ich nicht der Schandfleck meiner Familie, das Gespötte der ganzen Stadt, das Hohngelächter meiner Gespielinnen werde.

Isidor. Gott! heilige Marie! ich erhalte erst in einem Monate Geld! wie kann, wie will ich dich ohne dieses in ein fremdes Land führen, wie —

Toni. Führe mich, wohin du willst! — In eine Einöde, in eine elende Hütte! laß mich dort quälend sterben, aber nur fort, fort — — —

Isidor. Gott im Himmel erbarme dich meiner, schenke mir Kraft und Stärke — — O du hast mich erhört! Toni, in einer Stunde bin ich wieder bey dir!

Toni. Nein, ich lasse dich nicht! du fühlst meinen schrecklichen Zustand, du weißt keinen Rath, keine Hilfe, willst mich auf ewig verlassen; aber Verderber meiner Unschuld, du — —

Isidor. Toni! Toni! sey barmherzig! mach mich nicht ganz unthätig, da Thätigkeit so nothwendig ist! dein Zweifel an meiner Liebe kränkt mich mehr, als unser schrecklicher Zustand! gienge dein Weg nach der Richtstätte, ich würde dir doch folgen. Aber ich war ein Thor, daß ich dich noch eine Stunde der quälenden Angst überlassen wollte. Raffe in der Eile einige Wäsche zusamm und folge mir gleich.

O mein Vater! O meine Mutter, sagte Toni, ergriff, was in der Nähe lag, und schlich ungesehen mit Isidoren aus ihrer Eltern Hause.

Es war schon dunkel, und doch folgte sie ihm, um jeden Verdacht zu vermeiden, nur vom weiten nach. In einer einsamen Gasse flüsterte sie ihm zu: wo führst du mich hin?

Isidor. In eine sichere Freystätte. Tritt mir nur ins nahe Haus nach, und warte meiner an der Thüre, in die ich gehe.

Toni folgte, und Isidor trat in das Zimmer einer alten Hebamme, deren Wohnung ihm durch ein wirkliches Ungefähr bekannt war. Gute Frau, sagte er zu dieser, sie sind mit den Geheimnissen der Liebe bekannt, sie sind verpflichtet, das verführte Mädchen zu retten, der Nothleidenden beyzustehen. Ich beschwöre sie bey dem allmächtigen Gotte, retten sie auch meine Freundinn. Hier ist Geld, so viel ich bey mir habe. (er gab ihr neun Dukaten) Morgen bringe ich mehr, ich heiße Frater Isidor. Mein Kleid macht ihnen auch meinen Orden kennbar, sie können mich also immer finden, wenn ich nicht Wort halten sollte.

Die Alte. Bringen sie ihre Freundinn, sie soll bey mir gut und sicher aufgehoben seyn. Dieß Geld ist hinlänglich, sie so lange, als sie's nöthig hat, zu pflegen.

Isidor. Nein, nicht hinlänglich — — Aber sie haben meine Bitte erhört! (er öffnete die Thüre) hier ist meine Freundinn! (kniend) Wenn ein menschliches Herz in ihrem Busen schlägt, wenn je Mitleid und Erbarmen ihre Seele belebte, so erbarmen sie sich auch der Verlaßnen! vertreten sie Mutterstelle bey ihr, denn sie hat Vater und Mutter verlassen, um die Schande zu verbergen, die ich über sie gebracht habe! Toni sank nun auch zu den Füssen dieser Frau hin, die gerührt die Aermsten aufhub, und ihnen alle mögliche Hilfe versprach.

Toni. Aber bin ich auch hier sicher? mein Vater wird die ganze große Stadt durchsuchen. — —

Die Alte. Fürchten sie nichts! mein Zimmer betritt nie eine Wache, nie ein Verdächtiger! *) Hier in diesem Nebenzimmer können sie ruhig wohnen, niemand wird sie sehen, und nur der, welcher sie mir übergab, wird sie abholen können.

Isidor. Nun, Toni, nun! habe ich mein Versprechen gehalten?

Toni. O Gott! Ja! aber wirst du mich auch sehen, besuchen können?

Isidor. Warum nicht? Ich werde im Dunkeln immer kommen, dich zu sehen, dich zu trösten! Morgen früh geh ich, um allen Verdacht zu vermeiden, zu deinen Eltern. Ich werde — —

Toni. O du wirst den Jammer meiner Mutter, das Toben meines Vaters sehen, gerührt ihnen alles gestehen, und ich werde geschändet aus meiner Freystätte — — —

---

*) Ein weises Gesetz des Landes, in welchem Toni lebte, verbietet dies ausdrücklich. Das Zimmer einer beeideten Hebamme ist von jeder Untersuchung frey. Das gefallene Mädchen findet dort seine Freystätte, kann da verborgen vor den Augen der Welt leben und eben so niederkommen. Eines der wirksamsten Mittel, den unnatürlichen Kindsmord zu verhüten, der auch in diesem Lande sich sehr vermindert.

Isidor. Zweifelst du schon wieder? du bleibst hier, bis wir unsern Plan ausführen können.

Toni. (ihn genau betrachtend) Aber du siehst so blaß aus! Große Tropfen stehen auf deiner Stirne! was ist dir?

Isidor. Nichts, es wird vorüber gehen! ein schreckliches Kopfweh plagt mich schon einige Tage, und diese Tropfen fliessen für dich!

Toni. O so eile zur Ruhe. Ich will für dich beten, und erwarte dich Morgen mit Nachrichten von meinen armen Eltern.

Isidor gieng nach langem Kampfe, und empfahl seine Toni nochmals der guten Alten. Toni bezog gleich darauf ihr einsames Zimmer, beweinte den Schmerz, den Jammer, den sie ihren Eltern verursacht hatte, lag schlaflos im Bette, quälte sich den folgenden Tag mit schrecklichen Vorstellungen, und weinte heftiger als am Abende Isidor nicht kam. Früh mußte, auf ihr dringendes Bitten, die Alte nach dem Kloster gehen, in welchem Isidor wohnte, und Nachricht von seinem Befinden einziehen. Er ist seit gestern krank, sagte der Pfortner, und schloß die Thüre wieder zu. Toni war außer sich, als sie dieses hörte, sie weinte fünf Tage und Nächte unaufhörlich, denn stets erhielte sie auf alle ihre Anfragen die nämliche, aber auch keine bestimmtere Antwort. Sie dachte in dieser ganzen Zeit nie an ihre Eltern, war stets mit ihrem Isidor beschäftigt,

und wünschte herzlich, ihn bald wieder gesund zu sehen.

Eben wie man am fünften Tage die Abendglocke läutete, und noch kein Licht in ihrem Zimmer angezündet war, trat ein Geistlicher herein. Sie sprang auf, flog ihm entgegen, wollte ihren Isidor umarmen, erkannte aber bald ihren Irrthum und in dem Kommenden einen unbekannten Bruder seines Ordens.

Geistl. Habe ich nicht die Ehre mit Mamsell M — — zu sprechen?

Toni. (zitternd) So nennt man mich! (mehr Muth fassend) Wie befindet sich Frater Isidor?

Geistl. Ich habe Aufträge von ihm! Er —

Toni. Warum kommt er nicht selbst? Ist er noch krank? was fehlt ihm?

Geistl. Er hatte das hitzige Fieber.

Toni. (laut aufschreyend) Er hatte? Gott! so ist er — — Oder hat ihn das Fieber verlassen? Ist er besser? Fühlt er Linderung? Wann kann er wohl wieder ausgehen? Morgen? Uebermorgen?

Geistl. (mit kalter, trauriger Mine) Fassen sie sich!

Toni. (bebend) O Jesus! O heilige Marie!

Geistl. Heute früh um 10 Uhr starb er!

Toni schauderte zusamm, sie hob ihre Hände gen Himmel, die Sprache verlor sich in einen lauten, gräßlichen Ausruf, sie sank, rafte sich aber schnell wieder in die Höhe, und wankte nach einem

nahen Stuhle. Man zündete Licht an, kam ihr mit Geistern zu Hülfe, aber sie blieb außer sich, empfand nur das Schreckliche ihres Zustandes, fühlte, hörte nichts anders. Ihr Auge war starr auf den Geistlichen gerichtet, und, wann ihr jemand diese Aussicht vertrat, so schob sie ihn mit Riesenstärke hinweg. Ich werde Morgen wieder kommen, sagte der Geistliche und gieng. Ihr Auge folgte ihm bis zur Thüre, und war nun auf diese geheftet. Nach allen Versuchen, allen vergeblichen Trostgründen sie aus diesem Zustande zu erwecken, entkleidete sie endlich die Alte, und wachte mit ihrer Tochter die ganze Nacht bey ihrem Bette. Sie lag still und ruhig, kalter Schweis stand in großen Tropfen auf ihrer Stirne. Dann und wann bewegte sie die Lippen, oft legte sie ihre Hand auf das gepreßte Herz, und am Morgen seufzte sie einigemal sehr laut. Um diese Zeit mußte die Alte ausgehen, als sie wieder kam, fand sie solche noch in dem nämlichen Zustande. Theilnehmend und gerührt trat sie zu ihrem Bette. Toni sah sie lange starr an.

Toni. Wissen sie es schon? Mein — — (die Stimme brach aufs neue, Thränen stürzten aus ihren Augen. Oefters wiederholte sie das Wort: Mein! aber ein neuer Strom verhinderte sie weiter zu reden)

Die Alte. O wer weiß, ob es auch wahr ist? Ob — —

Toni. Stille! trösten sie mich nicht! O Isidor! — — Wie sie diese Worte aussprach, trat der Geistliche wieder ins Zimmer. Toni fuhr in die Höhe. Strahlen der Freude glänzten in ihren Augen, die Todtenblässe ihrer Wangen verschwand, aber bald sank sie zurück, verhüllte ihren Kopf in ihr Bette, und weinte bitterlich.

Geistl. Wie gehts ihnen?

Toni antwortete nicht.

Geistl. Gestern waren sie nicht im Stande meinen Auftrag zu hören.

Toni. O wär ich's doch nie!

Geistl. Ich habe ihnen hier einen Ring zu übergeben!

Toni. (griff hastig darnach) Er ists! Es ist gewiß! Er ist todt! (Sie faßte diesen Ring mit den vordersten Fingern ihrer rechten Hand, strich sich damit immer die Thränen von den Wangen und wiederholte das Wort: Tod! oft.)

Geistl. Diesen Morgen hat man den Körper nach seinem Kloster geführt.

Toni. (die Hände ringend) Ohne, daß ich ihn noch einmal sah! (Sie schwieg einige Minuten) Erzählen sie mir, wie starb er?

Geistl. Isidor kam vorige Woche aus seinem Kloster zurück, und befand sich beym Abendtische nicht wohl. Er klagte mirs und legte sich schlafen. Ich fand ihn am Morgen sehr schlecht, ein heftiges Fieber wüthete in seinen Adern, seine Sinne waren

zerrüttet. Wir liessen den Doktor rufen; aber alle Hilfsmittel konnten sein Fieber nicht stillen, seine Raserey, die täglich heftiger wurde, nicht hemmen. In der lezten Nacht seines Lebens wachte ich an seinem Bette. Er lag wider seine Gewohnheit still und ruhig, sein Puls klopfte nicht mehr so heftig, ich sprach mit ihm, und er antwortete mir. In dieser kleinen halben Stunde entdeckte er mir sein ganzes Leiden, bat mich mit Thränen, ihr Vater, Schutz und Retter zu seyn. Er gab mir diesen Ring, den ich ihnen nach seinem Tode übergeben sollte. Er wollte wegen Gelde an seine Mutter schreiben, aber er war's nicht vermögend, er beichtete und bat Gott sehnlich sein Leben zu fristen. Eben wie er mir die erste Zeile eines Briefes an seine Eltern diktirte, und ihren Namen nannte, ergriff ihn die Raserey aufs neue, und früh um 10 Uhr verschied er.

Toni hörte diese Erzählung mit Standhaftigkeit an.

Geistl. Kann ich etwas für sie thun? bin ich vermögend ihnen Rath und Trost zu ertheilen, so befehlen sie ganz mit mir.

Toni. Können sie Isidoren wieder ins Leben zurückrufen?

Geistl. Das kann ich nicht!

Toni. So können sie mich auch nicht trösten.

Geistl. So will ich mit ihnen um meinen Freund trauern!

Toni. Auch das nicht! Er war nur ihr Freund, aber mir sollte er Gatte, (tief seufzend) Vater eines hülflosen Kindes seyn! Unsre Traurigkeit kann sich nicht gesellen. — — Eine Gefälligkeit können sie mir doch erweisen! verschweigen sie diese ganze Geschichte!

Geistl. Rechnen sie auf mein ewiges Stillschweigen. Mir und meinem ganzen Orden ist daran gelegen, daß — —

Toni. Meinen armen Eltern auch! (sie weinte laut) Verlassen sie mich izt! ich bitte, gehen sie! wenn ich einst mit dem Tode ringe, will ich sie rufen lassen! dann — —

Geistl. Sie werden nicht sterben?

Toni. Nicht sterben? Und sie wollen mein Tröster seyn? O gehen sie! gehen sie!

Der Geistliche entfernte sich endlich, versprach wieder zu kommen, erfüllte aber sein Versprechen nie. Zur Rettung seiner Ehre will ich hoffen, daß unüberwindliche Hindernisse ihn davon abhielten, sonst würde ich ihn öffentlich einen Heuchler, einen kalten, hartherzigen, die Religion entehrenden Mann nennen.

Toni lebte nun ruhig und gelassen. Sie weinte im Stillen, saß beständig in ihrem Zimmer, sprach mit niemanden, aber sehr oft mit sich selbst. Die Alte behorchte sie einst, als sie vor einem Kruzifix kniete: Du blickst so freundlich, und bist so grausam! Warum ihn, und nicht mich? Er würde oh-

ne mich gelebt, im Kloster getrauert, geweint; aber doch gelebt haben! — — Ich bin verlassen von dem einzigen, der meine Hülfe, mein Retter seyn sollte! Verstossen von meinen Eltern! Verjagt aus ihrem Hause! Verworfen von meinen Gespielinnen! Ich trage ein Kind unter meinem Herzen, das sich seines Vaters schämen muß, von allen verachtet, einst seiner Mutter fluchen wird. O sey barmherzig, verzeihe mir mein Verbrechen! nimm mich zu dir, eh ich gebäre!

Die gutherzige Alte weinte, und beschloß Antonien auf alle Art zu ermuntern; aber sie wars nicht vermögend, auch nicht das kleinste Lächeln, nicht den Zug desselben konnte sie von ihr erzwingen. Immer sprach sie von ihm. Wenn ich ihn nur noch einmal, nur im Traume sehen könnte! dieß war stets der Schluß ihrer Rede! Einst schlief die Alte um Mitternacht ruhig, und fuhr geschreckt durch Antoniens Stimme in die Höhe! Ich habe ihn gesehen, schrie sie, erst izt ist er von mir gegangen. Er hat mit mir geweint, hat mich oft geküßt, aber sein Mund war kalt, und seine Hände so erstarrt, daß er mich nicht drücken konnte. Er hat mir versprochen, hat geschworen, mich bald abzuholen. O guter Isidor! erfülle ja bald dein Versprechen! Sie war so freudig, so aufgeräumt, daß die Alte diese Nacht nicht mehr schlafen konnte, und immer mit ihr schwätzen mußte. Am Morgen brachte sie ein silbernes Etui und einige andere

kleine Kostbarkeiten. Verkaufen sie solche, sagte sie zu der Alten. Das Geld, welches ihnen mein Isidor gab, muß ich schon verzehrt haben. Die Summe, welche sie für diese Kleinigkeiten erhalten, wird wohl hinreichen, mich so lange zu ernähren, bis er mich abholt. Aber diese zwey Ringe, den er mir gab und den er von mir erhielt, verkaufe ich nicht, und wenn ich und mein Kind Hunger sterben sollte. Spielen kann das arme Würmchen einst damit, daran nagen, wenn es hungrig ist, aber verkaufen darf ich sie nicht. Mein Isidor hat darnach gefragt. An diesem Ringe erkenne ich dich, sagte er, als er kam. Du bist es nicht, würde er sagen, wenn er wieder käme, und den Ring nicht fände. So fantasirte sie immer, und die gute Alte trug mit Widerwillen die Sachen zum Verkaufe.

Die Stunde ihrer Niederkunft nahte sich endlich. Sie gebar ein todtes Kind, sah es ungerührt im Sarge liegen, und weinte nicht, als man es forttrug. Er hat sich des Aermsten erbarmt, er wird sich meiner auch erbarmen! Mehr sagte sie nicht!

Schon länger als zwey Wochen ernährte sie die Gutherzigkeit der Alten. Als Toni solches merkte, nahm sie am andern Tage alle ihre Wäsche, alles, was sie in der Eile im Hause ihrer Eltern zusamm geraft hatte, und schickte es zum Verkaufe. Sie bezahlte der Alten ihre Schuld, und reiste am andern Tage ab. Sie gab vor, zu ihrem Bruder zu

gehen, durch dessen Fürsprache sie sich wieder mit ihren Eltern zu versöhnen hofte.

Vierzehn Tage nachher meldete der Sakristaner des Klosters, in welchem Isidor begraben lag, seinem Abte, daß er schon seit einigen Tagen ein junges Frauenzimmer in der Kirche bemerke, die stets weine, und diese Nacht sogar darinne geschlafen hätte. Man hielt sie für eine Diebin, und ließ solche, als sie der Sakristaner mit Gewalt aus der Kirche trieb, gefangen nehmen. Sie ward verhört und närrisch befunden. Man führte sie aus dem Gebiete des Klosters, am andern Morgen war sie aber wieder in der Kirche. Der Abt ließ sie aufs neue herausführen und fortpeitschen. Sie rufte, sagte der Sakristaner, als er zurück kam, oft den heiligen Isidor an. Nachmittags sahen ihr vom weiten einige Bauern zu, wie sie ganz sachte in einen Teich stieg, immer weiter gieng, und endlich versank. Sie eilten hinzu, aber sie kamen zu spät. Erst nach zehn Tagen schwamm ihr Körper am Ufer. Man verscharrte sie nahe dabey. Kein Vater unser wurd an ihrem Grabe gebetet, kein Segen über sie gesprochen. Moos wächst auf ihrer Ruhestätte und Dornen überschatten sie. Sie schläft entfernt von ihrem Isidor, und nur die wenigen, welche ihre Geschichte kennen, schenken ihr eine Thräne.

Beyde Eltern des Mädchens sind vor Kurzem gestorben, deswegen erzähle ich izt erst ihre Geschichte, die mir schon lange bekannt war. Sie erfuhren nie,

wo ihre Tochter hingekommen sey, und beweinten sie schon als todt, wie sie wirklich noch lebte.

Karl und Kätchen.

Lange schon hatte sich Jakob, ein Bauer zu M—, mit seinem Weibe ehrlich und redlich genährt. Zweymal wurde er im Kriege geplündert, und einmal brannte sein ganzer Hof ab. Sein unermüdeter Fleiß, seine mehr als bäuerische Industrie half ihm aus jedem dieser Unglücksfälle immer wieder heraus. Aber nun kam das Alter, seine Kräfte nahmen ab, er mußte Wochenlang das Bette hüten, und seine Wirthschaft Mietlingen anvertrauen. Ein Hagelwetter verheerte seine Fluren, zwey schreckliche Mißjahre nöthigten ihn Schulden zu machen, und sein Gütchen zu verpfänden.

Er war traurig, wenn er an seinen Zustand dachte, er weinte, wenn er Interessen zahlen sollte, nicht zahlen konnte, und neue Schulden machen mußte. Sein einziges Kind, ein schönes, liebes Mädchen, vermocht's noch, ihn in Stunden der Trübsalen zu trösten. Ich will mir, sagte sie immer, einen guten, fleißigen Mann wählen, wir wollen dann miteinander Tag und Nacht arbeiten,

euch aus euern Schulden reissen, und ihr sollt noch viele und ruhige Tage zählen. Bald hernach warb ein reicher Bauerssohn um ihre Hand. Er kann euch retten, sagte die Holde, und ob er mir gleich nicht gefällt, so will ich ihn doch nehmen! Wird er der Wohlthäter, der Versorger meines Vaters, so wird meine Liebe gewiß nicht ausbleiben!

Die Zeit der Verlobung war schon festgesezt, als der Monarch seine Truppen vermehrte, neue Regimenter errichtete, und auch in Jakobs Dorf Soldaten zu stehen kamen. Es war Sonntag als eine halbe Eskadron Dragoner in diesem Dorfe einrückte, und sogleich dem eben anfangenden Gottesdienste beywohnte. Ein schöner, junger Korporal stand Kätchen gegenüber, schlank wie ein Rohr stand er da, seine lebhafte Farbe hatte die Morgenluft um ein grosses erhöht, und wer ihn sah, der flüsterte seinem Nachbar zu: das ist ein schöner Mann! Sein Blick schweifte unter den Töchtern des Dorfes umher, und blieb an Kätchens schönen Augen hangen. Sie sahs, und fühlte zum erstenmale die Gewalt, die Macht der Liebe. Karl, so hieß der Korporal, sah ihr glühendes Gesicht, ihr grosses Auge, in dessen brechendem Blicke die Liebe zitterte, er sahs und fühlte ein Gleiches. Man spotte nicht, man halte es nicht für romanhaft, wenn ich noch hinzusetze, daß Kätchen und Karl sich schon in diesem Augenblicke, ewig zu lieben, nie zu verlassen versprachen. Die heftigste Liebe ist oft, ich möchte

beynahe sagen, ist stets das Werk eines Augenblicks. Ein Blick, mit dem man sich begegnet, ein Händedruck, ein Wort ist nicht selten der erste, einzige und festeste Bund, der zwey harmonirende Seelen auf ewig verbindet.

Oft sah ich Jahre lang ein Mädchen mit einem Manne im täglichen Umgange leben, keines von beyden dachte, keines von beyden forderte Liebe. Ein einziger, beredter Blick, mit dem sie sich ungefähr begegneten, traf ihr Herz, erfüllte ihre Seele, und sie waren auf immer versunken in Liebe. Dieser Blick, der dort erst nach Jahren wirkte, wirkte hier gleich. Kätchen gieng schwermüthig und traurig nach Hause. Das ländliche Mahl schmeckte ihr nicht, sie klagte über Kopfweh, und schlich nach ihrer Kammer. Ihr Vater kam besorgt zu ihr.

Jakob. Tochter, dir fehlt etwas!

Kätchen. Nichts, lieber Vater! Mein Kopf ist so eingenommen. Ich bin krank!

Jakob. Und Görge ist unten! Soll er heraufkommen?

Kätchen. Nein! Nein! daß ihr's nur wißt, Vater! Ich kann Görgen nicht heurathen!

Jakob. Nicht? Und hast's schon versprochen. Ich habe mein Wort gegeben.

Kätchen. Ihr könnt mich zwingen, aber ich werde unglücklich seyn! Ich werde sterben!

Jakob. Ueberlege, was du sagst! Ist's dein vollkommner Ernst?

Kätchen. Ja, lieber Vater, ja! Macht mich nicht unglücklich! (sie weinte.)

Jakob. Weine nicht! du bist mein einziges Kind! Eher ich als du! Mein Gütchen kann ich abgeschätzt, mein väterliches Haab verkauft, aber dich nicht unglücklich sehen!

Kätchen. Gott wird euch auf eine andere Art helfen!

Jakob. Ich wünsche es, und bitte ihn darum. Doch Görge wartet. Ich will ihm deinen Entschluß sagen, ihn abfertigen, damit er dich nicht mehr plagt.

Kätchen. O Gott vergelte es, lieber Vater!

Jakob gieng, und Kätchen sprang ans Fenster, um zu sehen, wenn Görge fortgieng. Er schlich brummend fort, als er ihren Entschluß hörte. Mit seinem Abschiede verschwand auch Kätchens Kopfweh. Hoffnung schlug laut in ihrem Herzen, klopfte hoch in ihrem Busen. Der schöne Korporal gieng vorüber! Welch ein Unterschied zwischen ihm und Görgen! Sie hatte diesen nie geliebt, ihr wars gleichgültig, wenn er kam, angenehm, wenn er fortgieng; aber wie Karl hinter den dunkeln Aesten der hohen Hauslinde verschwand, da zitterte eine Thräne in ihrem Auge. Görgen hatte sie noch keinen Kuß verstattet, aber Karln hätte sie in diesem Augenblicke tausende gegeben, wenn er nur einen verlangt hätte. Sie rang nach Luft, und lief ins Freye. Es war ein herrlicher, Liebe gebender und

Liebe fordernder Abend. Die Sonne sank eben über die Berge hinunter. Lacht nicht über das liebetrunkene Mädchen! Sie sah in diesem majestätischen Bilde ihren Karl, wie er vorhin mit allen Reizen der Liebe vorüberzog, und nach und nach unter den Linden verschwand. Die Vögel sangen ihr Abendlied, und sie hörte Karls harmonische Stimme in der Kirche. Ein kleiner Wind bewegte die Blätter der Bäume, und schüttelte ihre Aeste; sie sahs, und erinnerte sich wie die Zugluft vor Kurzem mit Karls schönem Haare spielte. Das Abendrothe glich seiner feurigen Wange, und der schlanke Birnbaum seinem Wuchse. Mit diesen Bildern erfüllt schlenderte sie das Dorf auf und ab, blickte jeden Soldaten erröthend an, suchte ihren Karl und fand ihn nicht. Wo muß er wohl seyn? dachte sie! Wenn er izt bey einem andern Mädchen sässe? Eben izt seine Arme um sie schlingt, ihr den ersten Kuß raubt, und den andern freywillig empfängt! Weg war das Bild der untergehenden Sonne, sie hörte nicht mehr den Gesang der Vögel, sah nicht mehr das Spiel der Winde, sah nur Karln in den Armen einer andern. Ihr Kopfweh erneuerte sich, ihr Herz schlug heftig, Thränen traten in ihr noch immer suchendes Auge. Sie eilte zurück, und sah nicht, daß Karl ihr nacheilte.

Karl. Wohin, so eilend, schönes Mädchen?

Kätchen.

Kätchen. (erschrocken und freudig) Ich! ich! — —

Karl. Diesen Morgen bemerkte ich dich in der Kirche. Du verschwandst aus meinen Augen, und nun suche ich dich im ganzen Dorfe.

Kätchen. (die nur sah, nur hörte, nur fühlte) So vieler Mühe bin ich wohl nicht werth!

Karl. O wenn du wüßtest, wie viel du in meinen Augen werth bist! du bist schön, wie ein Engel!

Kätchen. (sich ganz vergessend) O wäre ich nur halb so schön, wie er!

Karl. Ich habe schon viele Mädchen in der Welt gesehen, aber keins, das dir gleicht, keines, das mich auf den ersten Anblick so fesselt.

Kätchen. Ich muß wohl gehen!

Karl. Warum? Ich habe so viel mit dir zu reden! Weile nur noch ein wenig!

Kätchen. Ich möchte wohl noch bleiben; aber wanns die Leute sehen, daß ich mit einem Soldaten spreche, so komm ich gleich ins Gerede!

Karl. O das ist traurig! darf ich dich wenigstens nicht besuchen?

Kätchen. Ich weis nicht, ob sichs schicken wird!

Karl. Wo wohnt dann dein Vater?

Kätchen. (sehr beredt) Mein Vater? dort in dem gelben Hause, bey den grossen Linden. Un-

ter den Linden stehen ein paar Bänke, da sizt sich's' Abends recht schön! Die Linden blühen izt! Riech er nur! Man riecht sie bis hieher!

Karl. Nun so will ich mitgehen! wir wollen uns dort ein wenig niedersetzen, und miteinander plaudern..

Kätchen. Das geht wohl auch nicht! aber wenn er meinen Vater besuchen will, der liebt die Soldaten, und schwäzt gerne vom Kriege.

Sie hüpfte fort, und sehr natürlich wars, daß Karl ihr nacheilte. Er machte noch an dem nämlichen Tage mit ihrem Vater Bekanntschaft, und vertauschte noch in der nämlichen Woche sein bequemeres Quartier mit Jakobs Wohnung. Nun sahen sich die Liebenden alle Tage. Karl erklärte sich näher, und Kätchen verstellte sich nicht länger. Beyde liebten sich ausserordentlich, ihre Seelen harmonirten, sie dachten, handelten und fühlten gleich.

Wenn Karln nicht der Dienst verhinderte, so half er an der Seite seines Kätchens im Felde arbeiten, und obschon seine weiche Hand der Arbeit nicht gewohnt war, so gab ihm doch die alles vermögende Liebe Kraft und Stärke, daß er mehr als ein Knecht verrichtete, und Jakob also auch einen Tagelöhner entbehren konnte. Der redliche Alte fühlte mit seinem Weibe dankbar die Hülfe, und suchte es Karln so viel als möglich in Worten und Werken zu vergelten. Aber ein Kuß von Kätchen vergalts ihm reichlicher als alle Wohlthaten ihrer Eltern.

Schon war der Herbst halb verflossen, die Scheuern gefüllt, als Jakob mit seinem Weibe ins benachbarte Dorf zu einer Kirmes geladen wurde. Kätchen sollte mitgehen; aber ein erdichtetes Kopfweh befreyte sie von dieser Lustbarkeit, die Karl nicht mit ihr theilen konnte.

Arm in Arm sassen sie Abends im dunkeln Zimmer, versanken in Liebe, küßten sich unschuldig und rein, und machten Plane in die Zukunft, wie sie ihren Eltern ihre gränzenlose Liebe entdecken, einander heurathen und ewig glücklich leben wollten. Schon lange hatte das aufmerksame Auge des Vaters ihre Liebe beobachtet, er wollte seiner Sache gewiß seyn, und schlich sich von der Kirmes weg. Unbemerkt trat er in die Stube, unbemerkt hörte er lange ihrem Gespräche zu.

Jakob. (hervortretend) Kätche! geh doch einmal zum alten Michel! Er soll Morgen dreschen kommen.

Kätchen. Jesus! Vater! Seyd ihr da! Schon lange? Wo ist denn die Mutter?

Jakob. Wird schon nachkommen! Geh nur geschwind! Geh!

Kätchen. (gieng zitternd und erschrocken fort)

Jakob schlug Licht an, stellte es auf den Tisch, und sezte sich dem verwirrten Karl gegenüber.

Jakob. Nun! Hat er mir nichts zu sagen?

Karl. Lieber Vater — —

Jakob. Nur weiter!

Karl. Ihr habt uns behorcht?

Jakob. Behorcht? Dachte gar! diese Stube da ist mein! Ich bin nicht gewohnt anzuklopfen! Ich gehe gerade zu!

Karl. O zürnt nicht mit eurer Tochter! Laßt ihr's nicht entgelten!

Jakob. Ich bin ein guter Vater! Er ist nun schon ein halb Jahr bey mir im Quartiere, wird nicht sagen können, daß ich sie je unschuldig! je zu hart gestraft hätte!

Karl. Das weis ich! Aber! — —

Jakob. Er hat etwas aufm Herzen! Pack er nur aus!

Karl. Ihr wißt ja alles!

Jakob. Ich weis nichts, aber erzählen will ich ihm etwas: Mein Vater, Gott hab ihn selig! Es war ein kreuzbraver, wackrer Mann! und was er sagte, das konnte man für's Evangelium nehmen! — — Mein Vater also sagte mir einmal: Jakob, wenn du eine Tochter bekommst, so hüte sie für allen Männern, vorzüglich aber für Soldaten, die Herren sind's Zehren auf Regimentskosten gewohnt, sie verführen die Mädels wie der Blitz, machen sie und ihre Eltern unglücklich, fluchen dem jammernden Vater, der winselnden Mutter die Ohren voll, und ziehen weiter! — — Sag er mir einmal, hat mein Vater nicht die Wahrheit gesagt?

Karl. Nein, lieber Alter, nein!

Jakob. Das Gegentheil wird er mir schwer beweisen.

Karl. Es giebt unter den Soldaten viele ehrliche, redliche Männer, und in jedem andern Stande Schurken und schlechte Kerls. Aber ich spreche izt nicht für meinen Stand, ich spreche für mich. — —

Jakob. Wills gerne anhören!

Karl. Mein Vater ist ein reicher, wohlhabender Burger in der Reichsstadt N — —, er ließ mich als seinen einzigen Sohn, nicht seinem Stande gemäß, sondern vornehm erziehen. Ich mußte studiren, und sollte seiner Absicht nach ein grosser Herr werden. Als ich auf die Universität zog, starb meine Mutter, und mit ihr mein ganzes Glück. Mein Vater heurathete, von Liebe geblendet, ein junges, ausschweifendes Mädchen, die aus eigennützigen Absichten sein Herz, seine Liebe mir stahl. Er berief mich nach Hause, warf mir jeden Pfennig vor, den ich ihn wider meinen Willen gekostet hatte. Ich schimpfte in der Hitze auf meine Stiefmutter, und er verstieß mich aus seinem Hause. Verzweiflung rang in meinem Innersten, und ich ließ mich bey den Truppen eures Monarchen anwerben. Ich habe auf sechs Jahr kapitulirt, diene schon ins fünfte Jahr treu und ehrlich, bin Unteroffizier geworden, besitze die Liebe meiner Untergebenen, die Achtung meiner Vor-

gesezten. Ich kam hieher, sah eure Tochter in der Kirche, liebte sie von diesem Augenblicke, werde sie immer lieben. Macht mich ganz glücklich, gebt mir eure Tochter zum Weibe!

Jakob. Herr, er verlangt viel! Er verlangt mehr, als ich geben kann. Kätche ist mein einziges Kind, ihrer Mutter Augenapfel und mein Herzblatt. Ich habe mich ihr zu Liebe wacker gewehrt, meine Kräften verschwendet, mehr, als Menschen tragen können, gearbeitet, um mich aus mancherley Unglück zu reissen, ihr einst ein väterliches Erbtheil hinterlassen zu können. Aber ich habe zu viel unternommen, meine Kräfte schwinden, meine Hände sind erstarrt, ich muß Knechte halten, und doch geht meine Wirthschaft krebsgängig. Schon drucken mich Schulden, und gehts so fort, so werde ich bald ausgewirthschaft haben. Soll ich nun die einzige Hoffnung, den einzigen Trost meines Alters in ein fremdes Land fortziehen, von allen verlassen, mein Gütchen verkauft, mich und mein altes Weib am Bettelstab sehen, und nicht einmal überzeugt seyn, daß mein Kind wohl versorgt sey. — — Herr, er ist ein ehrlicher Mann, mit ihm kann ich offenherzig reden! Ich machte mir bisher immer Hoffnung, daß meine Tochter einen Mann wählen würde, der mir mit einigen hundert Thalern helfen könnte. Es wäre auch schon geschehen, wenn er nicht dazwischen gekommen wäre. Izt steh ich in Gefahr geklagt zu werden, weil sie

einen reichen Bauerssohn, dessen Schuldner ich bin, verworfen, seinetwegen verworfen hat.

Karl. Vielleicht kann ich wieder gut machen, was ich verschuldet habe. Ich will Morgen an meinen Vater schreiben, ihn dringend um vierhundert Thaler als mein einziges Erbtheil bitten. Ich will meiner Stiefmutter schreiben, mich gegen sie reversiren, daß ich ihr und ihren Kindern für diese Summe mein ganzes Erbrecht abtrete, nie mehr einen Pfennig verlange. Ich hoffe gewiß, daß ich dieß Geld erhalte. Wollt ihr mir dannoch eure Tochter verweigern?

Jakob. Noch! Denn nehm er mirs nicht übel! Er bleibt immer Soldat.

Karl. Auch will ich als solcher eure Tochter nicht heurathen, kann sie, ohne Verlust meiner Kapitulation, nicht heurathen. Ich will die anderthalb Jahre ruhig ausharren. Euch, so gut ich kann, in der Wirthschaft helfen, wie Jakob um seine Rahel dienen, und nicht eher öffentlich um ihre Hand werben, als bis ich diesen Rock abgelegt habe.

Jakob. Je nun, Herr, wenns so ist, so, so — — Geb er mir die Hand! Ich habe ihn gerne, mein Weib liebt ihn, mein Mädel ist gar in ihn vernarrt. Es thut mir weh, daß ich Bedingungen machen muß, aber man muß doch weiter denken! Topp! Such er seiner Stiefmutter nur zweyhundert Thaler abzulocken, die drücken mich

am meisten, und dann soll er meine Tochter und mit ihr mein Gütchen erhalten. Wenn er fleißig arbeitet, und ihn Gott für Unglück bewahrt, so kann er sich redlich drauf nähren.

Karl. O lieber Mann, ihr macht mich zum Glücklichsten der Sterblichen. Ich will heute noch schreiben! — — O wenn Kätchen kommt, wenn sie hören wird! — — die Freude! O dieß Vergnügen! — —

Jakob. Still, sie kommt!

Kätchen. Vater! Michel kann nicht kommen, er ist krank!

Jakob. Der arme Teufel! Wie gehts denn dir mit deinem Kopfweh?

Kätchen. Etwas besser, lieber Vater!

Jakob. Was siehst du denn dort im Winkel? Komm doch näher? Sag mir einmal! — — Du siehst ja aus, als ob du kein gutes Gewissen hättest!

Kätchen. Vater!

Jakob. Als wenn du Vater und Mutter betrogen!

Kätchen. Ach Gott!

Jakob. Und mit einem Soldaten auf und davon gehen wolltest!

Kätchen. (weinend) Das ist nicht wahr, lieber Vater! Er will sich vom Soldatenleben losmachen, will bey euch bleiben, euch fleißig arbeiten helfen.

Jakob. Wer denn? Wer?

Karl. Quält das gute Kind nicht so! Kätchen, wir werden glücklich seyn! dein Vater billigt unsre Liebe! — — —

Kätchen. Ach guter Gott! lieber, goldner, Herzensvater! Ists wahr? Kann ich mich freuen?

Jakob. Nun! Nun! ganz gewiß ists noch nicht, aber mit Gottes Hülfe solls, glaub ich, schon gehen!

Kätchen. Ach grosser Gott! Ach Vater! Ach! Ich weis nicht, was ich für Freuden sagen soll! Tausend! tausend Dank! O lieber Karl, ich dein! ewig dein! O mein armes Herz! lieber Vater! Ich kanns euch nicht vergelten! Komm Karl! laß uns ihm danken!

Beyde Liebende sanken nun zu den Füssen des alten Mannes. Er sah die Freude in ihrem Gesichte glänzen, hörte ihr Stammeln, und ward gerührt! Gott segne euch, sagte er, und grosse Tropfen rollten über seine Wangen, er hat euch für einander geschaffen, er wird auch für euch sorgen! — — Steht auf, Kinder, ihr macht mich zu weich. Ich will wieder zurück, wills meiner Alten erzählen, daß ich ein Paar verlobt habe. Ich steh euch davor! Sie hat nichts dawider!

Er gieng, noch immer begleitet von Dank und Segenswünschen der Liebenden. An der Thüre blieb er stehen. Herr Korporal, sagte er lächelnd, ich laß ihn mit meiner Tochter allein! Ich setze grosses

Vertrauen in ihn! das ich nie mißbrauchen werde, erwiederte dieser.

Nun waren die Liebenden allein! Einige Stunden verflogen, ganz dem Entzücken, ganz der Empfindung des nahen Glücks gewidmet. Endlich schrieb Karl an seinen Vater, an seine Stiefmutter, und trug am folgenden Morgen den Brief selbst auf die Post. Die ganze Familie lebte in Erwartung einer guten Antwort ruhig und zufrieden. Jakob vertröstete bis dahin seinen dringendsten Gläubiger, und versprach ihm in sechs Wochen sichere Bezahlung.

Eh diese noch verflossen waren, kam Ordre, daß die Eskadron, bey welcher Karl stand, sich zum Stabe nach der Hauptstadt des Landes ziehen sollte. Karl trauerte und sein Mädchen weinte Tag und Nacht. Er bat um Urlaub, aber es wurde ihm verweigert! Die Stunde des Abschieds rückte heran. Kätchen stand weinend vor ihm, und die alten Eltern sassen traurig im Winkel!

Jakob. Ist mirs doch, als ob mein Sohn fortreiste!

Anna. Wir waren seiner schon so gewohnt!

Jakob. Freylich! Nun schrieb er nur oft! das Jahr wird ja auch vergehen! Sey stille, Kätche, denk an die Zeit des Wiedersehens!

Kätchen. Ach es ist nur gar zu lange! wer weis, ob ich ihn wieder sehe!

Jakob. Das wolle Gott nicht! Wie gesagt! schreib er nur oft!

Karl. Das werde ich gewiß thun! Und wenn ich Geld von meinem Vater erhalte, so will ichs gleich schicken. Aber, lieber Vater, laßt mich izt das Schlimmste denken, wenn nun mein Vater sein Ohr für meinem Flehen verstopfte, wenn ich nun kein Geld erhielte — —

Jakob. Da stünd's übel mit uns! —

Kätchen. Da sollte ich vielleicht gar meinen Karl vergessen, verlassen! Nein, Vater, das könnt ihr nicht verlangen!

Jakob. Werd's auch nie verlangen! — — dann wird uns Gott auf eine andere Art helfen!

Karl schied! Kätchen wart trostlos, und ihre Eltern konnten sie nur weinend trösten. Nur dann herrschte Freude im Kreise der Familie, wenn ein Brief von Karln ankam, wenn er schrieb, daß er sich Tag und Nacht nach seinem Mädchen sehne, Tag und Nacht an sie denke, sie nie vergessen werde! Bald wurde auch diese seltne Freude in doppelten Kummer verwandelt. Karl schrieb, daß er von seinem Vater eine äußerst harte Antwort erhalten, sich von dieser Seite keine Hoffnung auf Geld machen könne. Er habe nun an eine alte Muhme geschrieben und glaube bey dieser eher seinen Zweck zu erreichen!

Der ehrliche Jakob suchte überall Hülfe, aber er fand keine, und sah sich bald hernach vor Ge-

richte angeklagt. Seine übrigen Gläubiger erwachten auch, und alle Forderung belief sich auf vierhundert Thaler. Zahlen konnte er nun noch weniger als vorher, sein Gütchen wurde daher öffentlich feilgeboten.

Wenn du mir deine Tochter giebst, sagte Görge oft zu ihm; so will ich dich retten; aber Jakob schlug dies Anerbieten trotzig aus, und wollte lieber auf seine alten Tage ein Bettler werden, als seine Tochter an einen hartherzigen Schurken verheurathen, der helfen konnte, und nur aus so eigennützigen Absichten helfen wollte.

Karl wurde durch Kätchen von allem benachrichtigt. Er rang, wie ihr Vater nach Hülfe, und schickte unterdessen Hoffnung und leeren Trost.

Schon war der lezte Tag der künftigen Woche zur dritten und lezten Lizitation von Jakobs Gute bestimmt, schon drängten sich Käufer mancher Art hinzu, untersuchten das Haus, visitirten den Boden, und sprachen laut von dieser und jener Veränderung, die sie vornehmen wollten. Jakob sah dieses alles, hörte sein armes Weib jammern, und sagte im Zorne zu Kätchen: Du bist die Ursache unsers ganzen Unglücks, hättest du Görgen geheurathet, so würde ich nicht aus meinem Hause gejagt, müßte nicht auf meine alten Tage zum Bettler werden. Ich will dir's nicht vorwerfen, aber es wird dir schwer werden, dies alles bey Gott zu verantworten!

Kätchen fühlte diesen Vorwurf in seiner ganzen Stärke, und beschloß in diesem Augenblicke sich vor ihre Eltern aufzuopfern. Aber vorher wollte sie Karln noch einmal sehen, Rettung, Hülfe von ihm fordern, und wenn er sie nicht geben könnte, auf ewig von ihm scheiden.

Sie reißte am andern Morgen mit Einwilligung ihrer Eltern ab, und kam am dritten Tage schon nach der Hauptstadt. Ein Zufall ließ sie ihren Karl auf der Gasse begegnen. Er nahm sie in seine Arme, und ließ ihr in einem abgelegenen Wirthshause ein Zimmer öffnen.

Karl. Was bringst du mir, liebes, trautes Mädchen.

Kätchen. (weinend an seinem Halse, in seinen Armen liegend) O lieber Karl! — — Ich vermags nicht zu sagen! — — Künftige Woche wird meines Vaters Gut verkauft! Hast du keine Hülfe?

Karl. O Gott!

Kätchen. Hat dir deine alte Muhme nicht geantwortet?

Karl. Leider ja! Sie möchte gerne helfen, aber sie vermags nicht.

Kätchen. So steh uns Gott bey! So muß ich — — —

Karl. Was mußt du?

Kätchen. (ihr Gesicht verbergend) dich lassen, Görgen heurathen!

Karl. Du? Kätchen! Du? Mir untreu werden!

Kätchen. Soll ich meine Eltern aus ihrem Hause gejagt, verstossen sehen! Soll ich sehen, wie sie betteln gehen, und ihr schwarzes Brod mit Thränen essen! Soll ich ihre bittern Vorwürfe hören, und nicht antworten können!

Karl. O Kätchen! du machst mich unglücklich!

Kätchen. Das weis ich! Aber bin ich nicht noch unglücklicher als du?

Karl raßte, wüthete, sann nach Hülfe, endlich fiel ihm ein Gedanke zur möglichen Rettung ein. Warte hier ein wenig, sagte er zu Kätchen, ich will noch einen Versuch wagen. Gestern Abends traf ich einen Kaufmann aus meiner Vaterstadt hier an, er freute sich außerordentlich, mich zu sehen, nahm mich mit in sein Logis, und traktirte mich herrlich. Ich will mit ihm reden, vielleicht streckt er mir die Summe auf mein Erbtheil vor, da er meinen Vater kennt, und sicher ist, nichts dabey zu verlieren. Karl gieng und Kätchens Herz schlug mit Hoffnung erfüllt.

Der Kaufmann hörte Karls Bitte, bezeigte sein Mitleid und bedauerte von Herzen, daß er nicht so viel Geld bey sich habe, auch diese Summe auf so lange und ungewisse Zeit nicht entbehren könnte.

Nun war er ganz hoffnungslos! Keine Rettung! Keine Hülfe! Er wankte fort, und sehr wahrscheinlich beschloß er auf diesem Gange die nachfolgende

schwarze That. Der Gedanke, das liebe, gute und eben durch ihren Entschluß noch mehr verherrlichte Mädchen auf ewig zu verlieren, war ihm unerträglich, sie zu besitzen, nie zu verlassen, der einzige Gedanke, der sich seines Herzens ganz bemächtigte, der sich ganz an seine Seele kettete, und jede Vorstellung der Vernunft unterdrückte. Mit diesem Entschluß bewaffnet trat er auf seines Mädchens Zimmer. Noch wußte er vielleicht nicht, wie er die That beginnen, wie er sie ausführen, aber schon nahm er sie als möglich zur Ausführung an. Sey gutes Muths, sagte er zu Kätchen, der Kaufmann hat mich um 11 Uhr wieder bestellt, und, wenns ihm ein hiesiger Wechsler kreditirt, so will er mir die Summe vorstrecken. Kätchens Freude war ohne Gränzen, sie hüpfte, lachte, scherzte und zankte mit ihrem Karl, der sich nicht mit ihr freuen wollte. Er ließ Wein bringen, trank viel, und ward endlich auch munter und fröhlich!

Die Stunde schlug! du mußt gehen, sagte Kätchen! Ja, ich muß! erwiederte er, drückte sie oft an sein klopfendes Herz und gieng endlich rasch fort. Wie ein Dieb, denn ein Dieb wollte Karl izt werden, schlich er sich durch die offne Thüre des Wirthshauses, in welchem der Kaufmann wohnte. Er wußte, daß die Fenster seines Zimmers in den dabey befindlichen Garten giengen, er versteckte sich also unter den Bäumen desselben, und lauerte. In diese Fenster hinaufzusteigen, war leicht,

denn man reparirte eben das Dach, und eine grosse Leiter lag nahe dabey, aber noch brannte das Licht, und er mußte zwey angstvolle Stunden harren. Wie schon alles im Hause schlief, der Kaufmann schon lange sein Licht ausgelöscht hatte, rückte er die Leiter näher, und stieg mit entblößtem Säbel hinauf. Es war eine der wärmsten Sommernächte und die Fenster standen offen. Von Verzweiflung beseelt stieg er ins Zimmer, hörte den Kaufmann schnarchen, und ergriff blos dessen Beinkleider, weil er wußte, und schon gestern und ehegestern gesehen hatte, daß in diesen ein Beutel mit Gold stack. Glücklich und ungesehen stieg er wieder hinab, fand den Beutel, warf die Beinkleider in einen nahen Strauch, kam durch eine Gartenthüre, welche man von innen öffnen konnte, glücklich auf die Gasse, und von da eben so glücklich zu seinem Mädchen. Der Tag fieng schon an zu grauen, als er zu seiner Geliebten ins Zimmer trat. Da, sagte er, und wischte sich den Angstschweis von der Stirne, nimm, eile deine Eltern zu trösten und zu retten. In einer halben Stunde wird man das Thor öffnen, der Morgen ist schön, die Tage heiß, du wirst also am besten thun, wenn du gleich fortgehst. Kätchen empfieng den Beutel mit Freudenthränen, drückte ihren Karl mit Inbrunst an ihr Herz, dankte und frohlockte.

Kätchen. Du hast mich lange warten lassen!

Karl.

Karl. Der Kaufmann kam erst vor einer halben Stunde nach Hause. — Aber wolltest du nicht lieber gehen, ich muß ohnehin in mein Quartier zurück, und kann dich den ganzen Tag nicht mehr sehen.

Kätchen. So bald nur einer im Hause munter ist, so will ich zahlen, und in Gottes Namen fortgehen.

Karl. Ich habe gestern, wie ich fortgieng, schon gezahlt.

Kätchen. Du willst mich also mit Gewalt fortjagen.

Karl. Das nicht, liebes Kätchen! Aber ich fühle deiner Eltern Kummer, und möchte sie gerne beruhiget wissen.

Kätchen. Hast recht! O wie werden sich die guten Alten freuen. So lebe denn wohl, lieber Karl! Unser Schulmeister soll dir gleich ihren Dank schreiben.

Karl. Nein, liebes Kätchen, schreibe mir nicht, denn ich muß Morgen auf Kommando reisen, und dann habe ich Hoffnung auf einige Wochen Urlaub zu erhalten.

Kätchen freute sich über diese Nachricht eben so sehr, wie über das erhaltene Geld; sprach von Verlobung, und eilte endlich auf Karls neue Bitte fort.

Karl blieb an der Ecke traurig stehen, sah seinem Mädchen nach, und weinte Thränen des bit-

tersten Kummers um sie. Wie auch ihr Schatten verschwand, so schlich er langsam nach seinem Quartiere zurück. Der Verlust seiner Ehre, Reue über seine begangene That mußte ihn foltern, denn die hereintretende Wache fand ihn angezogen, und weinend in einem Winkel sitzen.

Der Kaufmann wollte früh um vier Uhr abreisen, er fand seine Beinkleider, sein Geld nicht, und machte Lärm. Bey näherer Untersuchung fand man auf seinem Fenster einen Säbel, den Karl in der Betäubung zog, und dort liegen ließ. Man erkannte solchen sogleich für den Säbel eines Dragoners. Noch mehr! Es wurde im Hause gebaut. Unter des Kaufmanns Fenster war Kalch angemacht worden, und man sah Stiefeltritte sehr deutlich darinne. Der Vorfall wurde dem Kommendanten gemeldet, und dieser ließ sogleich visitiren. Die Reihe traf auch Karln. Man fragte nach seinem Säbel. Er hatte ihn nicht. Man besah seine Stiefel, und sie waren mit Kalch besudelt. Karl wurde also ganz natürlich für den Dieb gehalten, und eh sein Mädchen noch eine Stunde von der Stadt entfernt war, saß er schon im Gefängnisse. Eine geheime Ahndung mußte ihm dieß vorher gesagt haben, weil er auf ihre Abreise so sehr drang.

Im ersten Verhör gestand er die That, aber kein Versprechen, keine Drohung konnte ihn bewegen, zu gestehen, wohin er das gestohlne Geld gegeben oder versteckt habe? Die That reute mich,

sagte er immer und ich warfs mit den Beinkleidern in den Strauch.

Das Kriegsrecht wurde versammelt, und es verurtheilte ihn zum Strange. Der Hofkriegsrath bestättigte dies Urtheil, und nach vier Wochen wurde Karl zum Tode verurtheilt.

Am lezten Tage seines Lebens schrieb er an seinen Vater, bat ihn rührend und dringend, beschwor ihn bey Gottes leztem Gerichte, bey dem Blute des Welterlösers, seine That wieder gut zu machen, und dem Kaufmann das gestohlne Geld zu ersetzen. Den andern Tag gieng er standhaft zum Tode. Noch auf dem Richtplatze bat ihn der Major, sein Verbrechen zu vermindern, und da er in den paar Stunden nach vollbrachter That das Geld unmöglich hätte verschwenden können, doch zu gestehen: wohin er solches gethan habe? Herr Major, sagte Karl, sie sind hier, meinen Tod vollstrecken zu lassen. Erschweren sie mir solchen nicht durch eine Frage, die ich unmöglich beantworten kann. Gott, vor dessen Richterstuhl ich izt erscheine, weis es, und wird mich nach seiner Barmherzigkeit richten! Der Henker übernahm ihn, und nach einigen Minuten hatte er ausgelitten.

Ehe hier noch die schreckliche Szene sich endigte, lebte schon Kätchen in Kummer und Sorgen. Sie war glücklich nach Hause gekommen, hatte Freude und Ruhe der unglücklichen Familie mitgebracht.

In dem Beutel waren 102 Louisd'ors. Jakob zahlte damit seine Schulden, ihm blieb noch etwas zum Ankauf einiger Kühe übrig. Ruhig und zufrieden sassen die Alten in ihrem schuldenfreyen Hause, sprachen stets von ihrem Wohlthäter, schlossen ihn dankbar in ihr Gebet ein, und harrten sehnlich mit Kätchen auf seine Ankunft.

Karl schrieb nicht, Karl kam nicht! Eine unbeschreibliche, nie gefühlte Unruhe erfüllte Kätchens Herz. Ich muß zu ihm, ich muß ihn sehen. Vielleicht ist er krank, vielleicht gar todt, sagte sie, und ließ sich durch keine Vorstellung ihrer Eltern abhalten, das zweytemal den Weg nach der Stadt anzutreten. Sie kam eben bey den Thoren derselben an, als man ihren Geliebten vom Pfahle nahm, und, weil die Sonne untergieng, beerdigen wollte. Viele Neugierige umgaben das Grab, welches an der Strasse lag, Kätchen mischte sich, unwissend, was hier vorgieng, darunter. So entstellt auch Karls Züge waren, so erkannte sie ihn doch. Ihrem Auge nicht trauend, an der schrecklichen Wahrheit zweifelnd, fragte sie! Man nannte seinen Namen, und nun folgte eine Szene, die ich nicht zu beschreiben vermag. Wäre ichs fähig, fände meine Einbildungskraft Worte, den Schmerz des armen Mädchens auszudrücken, so würde die Menschheit schaudern, und dem gefühlvollen Leser meine Geschichte bebend entsinken.

Eine alte Dame, die von einem Spaziergange zurück kam, fand die Leidende, verlassen von allen, die sie anfangs umgaben, an der Strasse liegen. Mitleidig trat sie hinzu, und hielte sie für krank, denn Kätchens Auge starrte nach dem Pfahle, und ihre Hände wühlten im Staube. Ihr ängstliches Jammern, ihr klägliches Wimmern rührte die ehrwürdige Alte, sie ließ sie durch ihre Bediente nach dem Landhause bringen, und befahl, die ganze Nacht bey ihr zu wachen. Am Morgen besuchte sie Kätchen, und fand sie im Stande, ihr die ganze schreckliche Geschichte zu erzählen. Bald hernach fragte die Aermste nach Karls Verbrechen, man entdeckte ihr solches, und neuer Jammer, neues Leiden, bemächtigte sich ihrer Seele. Ich bin seine Mörderin, schrie sie unaufhörlich! Auf ihr sehnliches Verlangen führte man sie zu Karls Richter, zum Auditeur des Regiments! Der gute Mann erschrack, als er von Kätchen alles vernahm. Er schlug das Verhörprotokoll nach, und fand nicht die geringste Spur davon. Er fragte alle, die in seiner Gefangenschaft um ihn waren, und alle sagten aus, daß er nie Kätchens Namen ausgesprochen, aber eine Stunde vor seinem Tode den Fourier gebeten hätte: Er möchte dem Bauer Jakob, bey dem er in Quartier wäre, schreiben, daß er plötzlich auf Werbung sey geschickt worden, und unter einem Jahre nicht wieder kommen würde.

Sehr wahrscheinlich glaubte der Unglückliche,

daß man, wenn er gestünde, daß er Kätchen das Geld gegeben, sie als eine Mitschuldige arretiren, und auf diese Art wenigstens auf ewig beschimpfen würde. Deswegen schwieg er, deswegen suchte er auch sein Mädchen noch in der Stunde des Todes von dem Orte seines Verbrechens zu entfernen, und starb mit dem Bewußtseyn, daß er sie glücklich gemacht habe.

Kätchen konnte sich nicht von dem Grabe ihres Karls trennen. Zwey Tage saß sie an der Richtstätte und weinte unaufhörlich. Die Offiziers seines Regiments erbarmten sich über die Unglückliche, und ließen sie auf ihre Kosten zu ihrem Vater führen.

Schrecklich war auch sein Zustand, als er alles erfuhr. Er weinte bitterlich, und die alte Mutter war nicht zu trösten. Seine Seele, sagte der Alte endlich, soll nicht länger leiden, ich will erstatten, was er für mich stahl, für mich mit seinem Leben bezahlte! Den andern Tag bot er sein Gütchen feil, und weil er dringend war, baares Geld verlangte, so erhielt er für ein Gut, auf welches man schon vierhundert Thaler geborgt hatte, nur dreyhundert fünfzig! Seine andern Geräthschaften, seine und seiner Frauen Kleider verkaufte er ebenfalls. Es war rührend zu sehen, wie hier der alte Vater einen alten Familienkrug feilbote, und dort Kätchen weinend Pfänder ihrer Liebe, allerhand schöne Bänder an die Mädchens des Dorfs ver-

handelte. Auf diese Art brachte die Familie 450 Thaler zusammen.

In einen leinenen Kittel gehüllt, sein Weib, sein krankes Kind am Arme führend, zog er aus seinem väterlichen Hause nach einer elenden kleinen Hütte, die am Ende des Dorfs stund, und dem Hirten zur Wohnung diente, dessen Amt er übernahm. Kurz darauf trug er das Geld in die Stadt zum Staabsauditeur, und bat ihn es dem Kaufmann zu schicken. Im Rückwege weilte er bey Karls Grabe, und erzählte ihm weinend: was er alles gethan habe, um seine Seele zu versöhnen? Der Kaufmann schrieb zurück, daß er das noch Fehlende der armen Familie schenke. Der Auditeur ließ den alten Jakob davon benachrichtigen, aber Kätchen nahm dies Geschenk nicht an. Ich muß erstatten, sonst kann er nicht ruhig schlafen, sagte sie, wenn mir Gott beysteht, so will ichs schon zusammbringen. Sie arbeitete um Lohn, aß nichts als schwarzes Brod, trug die elendesten, schlechtesten Kleider, und gieng auch in der härtesten Kälte baarfuß. Auf diese Art brachte sie in einem Jahre zwanzig Thaler zusammen, aber bald griff das innere Leiden ihrer Seele weiter um sich, es bemächtigte sich ihrer Sinne, sie konnte nicht mehr arbeiten, und war oft Monate lang närrisch. Sie litte in diesem Zustande nicht das geringste Glänzende an sich, sie behieng ihre Kleidung mit schwarzen Lappen, und ihre einzige Beschäftigung war, hin-

ter der Hütte mit ihren Händen eine Höhle in Form eines Grabes auszuscharren. Wenn sie wieder zu sich kam, so bettelte sie die vorüber Reisenden um eine Gabe an, und keiner gieng vorüber, der nicht dem leidenden Mädchen etwas zuwarf. Dies legte sie jedesmal zu dem Ersparten, und zählte fleißig, was sie hatte. Noch fehlten ihr zehn Thaler, als der Reisewagen der menschenfreundlichen Gräfinn L — — bey ihrer Hütte vorüber rollte. Scharf wehte der Nordwind über die tief mit Schnee befleckten Fluren! Grimmige, von Menschenaltern nicht erfahrne Kälte herrschte in der öden Natur, und Kätchen vermochts kaum ihre erstarrte Hand gegen den Wagen auszustrecken. Mit schlechten, elenden Lumpen bedeckt, baarfuß und blos stand das arme Mädchen da. Hält, schrie die Menschenfreundinn und der Wagen stand! Gott erbarme sich deiner, armes Mädchen, sagte sie, wenn du kein Brod, deinen Hunger zu stillen, kein Holz hast, dich für Kälte zu schützen, so nimm dies, und labe dich! Sie gab ihr sechs Dukaten und fuhr weiter. Lachend und froh trat Kätchen in die Hütte. Zählt, Vater, zählt, sagte sie, obs hinreicht, meines Karls Schuld vollends zu tilgen?

Jakob. Noch mehr als dies! Es bleibt noch etwas für dich auf ein Gewand übrig!

Kätchen. Für euch, Vater! für euch, Mutter! Ich brauche nichts mehr! will zu meinen

Karl eilen, und's ihm erzählen, daß ich für ihn gezahlt habe.

Schnell flog sie fort, und über den gefrornen Schnee dem nahen Teiche zu. Jakob eilte ihr nach, aber vor seinen Augen stürzte sie sich in ein Loch, das die Fischer aufgehauen hatten, und verschwand unter dem Eise.

Ich will aufhören, den Jammer dieser unglücklichen Familie zu beschreiben. Die alte Mutter folgte ihrer Tochter in drey Tagen, und nach zwey Monaten trug man auch den armen Jakob zu Grabe.

Im Frühjahre fand man erst Kätchens Körper, und begrub sie an der Ecke des Kirchhofs. Ein Hollunderbaum beschattet es, und wenn der grausame Habicht der girrenden Taube ihren Gatten raubt, so trauert die Wittwe auf seinen Aesten.

O Liebe! Groß sind die Freuden, die du den armen Erdensöhnen gewährst! Herrlich dein reiner Genuß! Schön dein Lohn! Aber wenn ich alle Schlachtopfer zählen wollte, die du opfertest, die für dich bluteten, so würde der Menschenfreund dir gram werden, und in einer Einöde sich vor deinen Reizen zu verstecken suchen.

Antonio und Gianetta.

Nach dem Tode des alten Brusciati stritt die in zwey Linien getheilte Familie Mussati um sein grosses Vermögen. Ein zwölfjähriger Prozeß erbitterte die Häupter Guido und Genaro so gegen einander, daß sie sich, ob sie gleich Blutsfreunde waren, als Todsfeinde haßten. Die Weiber folgten dem Beyspiele ihrer Männer, besuchten einander nie, und vermieden sogar alle Zusammenkunft in Gesellschaften. Genaro hatte einen Sohn, Guido eine Tochter, aber auch diesen zwey Unschuldigen wars nie vergönnt, miteinander zu spielen.

Nach langem Kampfe entschieden endlich die Richter für Genaro, er wurde Besitzer der Brusciatischen Güter, sein Haus bald eines der angesehnsten in Mantua, Guido hingegen äußerst arm und dürftig. Die Unkosten des Prozesses hatten sein kleines Vermögen ganz aufgezehrt, er wußte nicht, wie er in Zukunft seinem Stande gemäß leben, noch weniger, wie er sein Weib ernähren, seine sechsjährige Tochter erziehen sollte. Vielleicht häte ihm Genaro von seinem Ueberflusse etwas mitgetheilt, wenn er den Stolzen gebeten, ihm sein Unglück vorgestellt hätte! Aber eh ich dies thue, sagte Guido oft, eh bettle ich von Haus zu Haus,

und gehe nur die Pforte seines Pallastes vorüber. Seine kleine Gianetta verursachte ihm oft den größten Kummer. Was kann, was wird einst aus ihr werden? Arm und elend wird sie, wenn ich modere, herumirren, entweder durch niedre Arbeit ihren Stand entehren, oder gar betteln müssen! So klagte er immer, und auch einst in Gegenwart der Aebtissinn eines reichen Klosters! Ich will mich, sagte diese, ihrer Tochter annehmen, und wenigstens für ihre Erziehung sorgen! fühlt sie dann Beruf in unserm Kloster zu bleiben, so werden wir's uns zur Ehre rechnen, ein Fräulein von so gutem Geschlechte stets in unsrer Mitte zu haben. Guido dankte der würdigen Frau mit Freudenthränen, er führte den andern Tag seine Gianetta ins Kloster, und bat die Aebtissinn dringend, ihr's ja bey jeder Gelegenheit begreiflich zu machen, daß die Welt für sie verloren, und der Schleyer ihr größtes Glück sey. Die Aebtissinn versprachs und hielt's treulich. Kummer und Gram nagten an Guidos Herzen, nach einem Jahre gieng seine trauernde Wittwe hinter seiner Leiche. Diese lebte nachher sehr eingezogen, und durfte wenigstens, unterstüzt von ihren Anverwandten, nicht für den täglichen Unterhalt sorgen. Oft besuchte sie ihre Tochter, und wiederholte ihr allemal die Worte ihres Vaters. Ungeacht aller dieser Vorsorge äußerte Gianetta doch oft den Wunsch, in der Welt leben zu können. Dieser Wunsch wuchs mit ihr, und verdop-

pelte sich, als sie das fünfzehnte Jahr ihres Alters erreichte. Nur auf das ernstliche, und dringende Bitten der Mutter meldete sie sich bey der Aebtissinn als Kandidatinn, und erhielt noch im nämlichen Jahre die Gewährung ihrer Bitte.

Die Freude der Mutter war eben so groß als Gianettens Kummer! Sie wünschte, verlangte, begehrte, war aber zu unschuldig, um sichs selbst sagen zu können, was sie wünschen, verlangen und begehren sollte.

In Italien, und, wo ich nicht irre, auch in vielen andern Ländern ist's Sitte, daß die im Kloster erzognen Mädchen, eh sie den Schleyer nehmen, auf einige Wochen zu ihren Eltern oder Freunden zurückkehren, dort werden sie als eine geistliche Braut bewillkommt, und wenn eine Familie ein solches Opfer des Fanatismusses schlachtet, so bestrebt sich alles, ihr die wenigen Wochen, die sie außer dem Kloster zu leben hat, recht angenehm zu machen. Man puzt und schmückt sie, man stellt ihr zu Ehren Festins an, führt sie auf Bälle, ins Theater und in alle Gesellschaften.

Die Absicht dieser Ceremonie ist rein und gut! das Mädchen soll ihren Beruf prüfen, soll selbst sehen, selbst urtheilen: ob sie entfernt von allen diesen Vergnügen, von aller dieser Freude in der einsamen Zelle ruhig und zufrieden leben kann? Da aber unter hundert adelichen Mädchen kaum zehne den Schleyer aus Neigung wählen, und die an=

dern neunzig wegen Armuth oder andern Familien-verhältnissen ins Kloster wandern müssen, so ists grausam, barbarisch, daß man diesen armen, unsers ganzen Mitleids würdigen Geschöpfen alle Freuden, welche die Freyheit nur immer gewährt, kennen lernt, Leidenschaften mancher Art in ihnen erregt, und sie dann auf ewig ins Kloster einsperrt. Dieser schreckliche Gebrauch ist die Quelle der Verzweiflung, des Selbstmordes! *)

Gianetta wurde, diesem Gebrauche gemäß, in die Wohnung ihrer Mutter geschickt! da diese nicht ein prächtiges Brautkleid zu kaufen vermochte, so fanden sich andächtige Anverwandten, die sie in weissen Stoff mit Silber kleideten, und sie durch sechs Wochen zur Schau herumführten. Das gute Mädchen besaß eine gefühlvolle, nicht zur Nonne geschaffne Seele, sie trank die Freuden, welche man ihr geniessen ließ mit vollen Zügen in sich, und vermochte sich kaum zu fassen, als sie hörte, daß

---

*) Beherrscher der Erde! wenn ihr nicht dem erhabnen Beyspiele des weisen Josephs folgen wollt, so verbietet, untersagt wenigstens diesen Mißbrauch, sonst treffen euch die Flüche der Verzweifelnden, und der Verlaßnen Thränen klagen euch bey Gott an; da izt in Josephs Ländern tausend Erlößte Segen über den Erretter herabflehen, und ihrem Schöpfer inbrünstig danken, daß er seinem Volke einen Gesalbten sandte, welcher der Menschheit Fesseln zerriß, und die Pforte des Aberglaubens sprengte.

sie nun zurückkehren, dies schöne Kleid ablegen, und mit einer Kutte vertauschen sollte.

Schon neigte sich der lezte Tag zu Ende, schon waren alle Anverwandte, der ganze übrige Adel zum morgenden Feste nach dem Kloster geladen, als sie mit ihrer Mutter herumfuhr und Abschiedsvisitten machte. Beym Marquis Visconti traf die Unglückliche ihren Vetter, den jungen Antonio, der nunmehr das männliche Alter erreicht, eben so schön, so reizend wie Gianetta war. Er fühlte oft geheimes Mitleiden mit der armen, unglücklichen Familie, da er aber seines Vaters Haß kannte, noch nicht eignes Vermögen besaß, so schwieg er, und schickte nur dann und wann durch unbekannte Hand der armen Mutter die Hälfte seines Taschengeldes. Sein Herz litt, als er von Fremden hörte, daß seine Muhme, die er noch nie gesehen, nie gesprochen, Abschied von der Welt nähme, und fühlte Drang und Sturm, wenn man ihre besondere Schönheit rühmte, die herrlichen Eigenschaften des Mädchens hererzählte. Um ihr die kleinste Kränkung, jede Verlegenheit zu ersparen, vermied er aus ächter Großmuth alle Häuser, in denen er sie zu finden, alle Lustbarkeiten, bey denen er sie gegenwärtig glaubte. Sein Vorsatz gelang ihm trefflich, da aber eben der Marquis Visconti seinen Geburtstag feyerte, so konnte er nicht umhin an seines Vatersstatt, den das Podagra im

Bette fesselte, Visite zu machen, und dort in Gesellschaft zu bleiben.

Wie Gianetta herein trat, so erkannte sie Antonio gleich. Die Frau des Hauses bot ihr als geistlichen Braut den ersten Platz auf der Sopha, führte ihr alle anwesende junge Herren auf, da sie aber das Verhältniß beyder Familien kannte, so gieng sie Antonien mit Fleiß vorbey, und dieser genoß die ungestörte Freude, seine schöne Muhme unerkannt bewundern zu können. Ihre reizende Gestalt, ihr schmachtendes Auge, ihre freundliche, zuvorkommende Miene fesselten ihn, als er aber deutlich inneres Leiden in ihrem Gesichte las, als er sah, wie Thränen in ihre Augen traten, wie sie sich solche heimlich wegzuwischen, wegzulächeln bemühte, so drang Mitleid in sein Herz, er wünschte ihr zu helfen, sie zu retten. Die emsige Gesellschafterinn des Mitleids, die Liebe erwachte mit Riesenstärke, und stürmte gewaltig in seiner Brust. Um sie näher zu beobachten, um sich ganz an ihrem göttlichen Bilde zu sättigen, trat er, auf alles vergessend, an ihren Tisch. Gianetta blickte ihn an, ihr Auge weilte auf seinem Gesichte, sie schien alles, was in seiner Seele vorgieng, darinne zu lesen, und die Theilnehmung zu bemerken, die er an ihrem Schicksale nahm. Sie fragte endlich ihre Nachbarinn nach dem Namen des schönen Jünglings, diese raunte ihr etwas in die Ohren. Gianetta blickte ihn nochmals an, schlug erröthend

die Augen nieder, und war nun nicht mehr vermögend, ihr Leiden, ihre Unruhe zu verbergen.

Es war schon spät, viele verließen die Gesellschaft, Gianettens Mutter schwäzte in der Ecke des Saals mit einigen alten Damen. Der Stuhl neben Gianetten wurde leer! Antonio wagte es, sich an ihre Seite zu setzen.

Antonio. Wie glücklich bin ich, schöne Muhme, daß ich heute die unverhofte Ehre habe, sie zum erstenmale sehen und kennen zu lernen.

Gianetta. Sie sind also Antonio Mussati?

Antonio. Ja, das bin ich, und schätze mich glücklich, diesen Namen zu führen, weil er mich zu ihrem Anverwandten macht.

(Gianetta schwieg, Antonio ebenfalls, denn die nahe Gegenwart des schon über alles geliebten Gegenstandes raubte ihm alle Fassung.)

Antonio. (nach einer langen Pause) Sie wollen also wirklich den Schleyer nehmen?

Gianetta. (sehr traurig) Ja!

Antonio. Und Morgen schon?

Gianetta. (ihn bedeutend anblickend) Muß ich nicht?

Antonio. Kann denn nichts ihren Entschluß ändern, nichts sie bewegen, der Welt ein Meisterstück nicht zu entziehen, das ihre Bewohner nie genug verehren und bewundern können?

Gia-

Gianetta. Daß sie so sprechen, mich dies fragen können, wundert mich sehr! Sie, der sie die Umstände meiner Familie doch kennen müssen! wo soll, wo kann ein armes verlaßnes Mädchen einen andern Zufluchtsort finden? — — Wäre ein so reicher, liebenswürdiger Kavalier, wie sie, gekommen, und hätte mir seine Hand geboten, ich würde den Schleyer nicht wählen.

Antonio. Ists möglich? darf ich ihren Worten trauen? Ich will, ich werde, ich muß sie retten!

Gianetta. Armer Spötter! (die Glocken ertönen von dem nahen Klosterthurme) Hören sie, wie das Fest schon beginnt, wie die Nonnen dazu einladen, und sich freuen, daß sie eine neue Gesellschafterinn erhalten.

Antonio. Das sollen sie nicht! (seine Hände faltend) Erlauben sie mir nur noch eine einzige Frage! Könnten sie mich lieben?

Gianetta. Machen sie mich nicht noch unglücklicher, lieber Vetter!

Antonio. (noch dringender) Können sie mich lieben?

Gianetta. (ihre Hand in die seinige legend) O ich könnte — — aber hören sie nicht! Morgen, Vetter, morgen!

Antonio. Morgen sind sie mein, oder ich lebe nicht mehr! Er küßte mit Inbrunst ihre Hand.

Eine heisse Thräne fiel darauf und nun entfloh er, gleich einer tröstenden Erscheinung aus Gianettens ihm nachstarrenden Auge.

Der gute, liebevolle Jüngling eilte nach Hause, und trat athemlos in die Antichambre seines Vaters. Ich muß mit ihm sprechen, sagte er, als man ihm vorstellte, daß er schon schliefe. Er schlich leise zu seinem Bette, ergriff sanft seine Hand und küßte sie. Der Alte erwachte.

Genaro. Was willst du, mein Sohn?

Antonio. O verzeihen sie, bester Vater, wann ich ihnen den wenigen Schlaf raube, der nach tagelangen Schmerz sie erquickt, aber ich muß! Mein Glück! Meine Ruhe!

Genaro. (unruhig) Was ist dir? was verlangst du?

Antonio. Sie haben oft den Wunsch geäußert, sie haben mir sogar ernstlich befohlen, daß ich mir eine Braut suchen, unter dem Adel des Landes eine Gemahlin wählen soll!

Genaro. Das habe ich! und wenn du meinen Wunsch nicht bald erfüllst, meinem Befehle nicht eilig Folge leistest, so wird dein armer Vater auf seinem Todtenbette, in seiner Sterbstunde noch klagen müssen, daß er einen Sohn zeugte, der ihn nicht liebt, nicht seine gränzenlose Liebe mit Gehorsam belohnen will!

Antonio. Nun wohl, mein Vater, ich bin da, um zu gehorchen, um sie von meiner Liebe zu

überzeugen. Ich habe sie gefunden, die mein Herz so lange vergebens suchte, ich habe meine Muhme, die schöne Gianetta gesehen! Ihre Schönheit — O was sag ich? — ihre schöne Seele, und, wenn sie wollen, ihr nahes Unglück haben mich hingerissen. Ich liebe sie, ich will sie heyrathen.

Genaro. Sohn, du schwärmst! Ist sie nicht, wie ich neulich hörte, eine Nonne geworden?

Antonio. Ja, Morgen soll sie wider Willen geopfert werden! deswegen komm ich so spät, so dringend, so eilend! O theuerster, nachsichtsvoller, guter Vater, wenn ihre Seele Mitleiden kennt, so erbarmen sie sich der Aermsten, retten sie die Unschuldige! wenn sie ihren Sohn lieben, nicht wollen, daß Verzweiflung ihn tödten, bittrer Gram sein Leben verzehren soll, so erlauben sie, daß ich sie rette, mich auf ewig mit ihr verbinde!

Genaro. (erzürnt) Sohn! du rasest! überlege, sammle deine Vernunft, die dir eine schöne Larve entrissen zu haben scheint. Weißt du nicht, daß sie Guidos Tochter ist?

Antonio. Ich weis es — —

Genaro. Erinnerst du dich nicht, daß er es war, der zwölf Jahre mit mir um meine rechtmäßige Erbschaft stritt, mich verfolgte, quälte, dir dein künftiges Erbe rauben, dich zum Bettler machen wollte!

Antonio. Was kann die Aermste davor, daß ihr Vater eben so zärtlich für sie, wie mein Vater für mich dachte? O sie sollten sie nur sehen, sehen ihr nasses Auge, ihre duldende Miene! hören ihre Engelsstimme! Erlauben sie, daß ich sie zu ihren Füssen führe, ihre Gestalt, ihre Thränen werden auf ihr Herz mehr wirken, als das dringende bitten ihres Sohnes, den sie nicht mehr lieben.

Genaro. (äußerst erzürnt) Deine Bitte ist unsinnig! toll! Ich werde sie nie gewähren!

Antonio. Nie, mein Vater?

Genaro. Nie!

Antonio. So knie ich hier vor des Allmächtigen Angesichte, und schwöre zu ihm den mächtigsten Eid, den je eine menschliche Zunge aussprechen konnte, daß ich auch außer ihr, nie eine andere wählen, nie eine Gattin nehmen will! Mein Stamm soll mit mir verlöschen, und Fremde sich einst in mein Vermögen theilen!

Genaro erschrack über diesen feyerlichen Schwur, und da er die besondre Entschlossenheit seines Sohnes kannte, seine heftige Liebe sah, so gab er nach langem Kampfe nach.

Antonio. (entzückt aufspringend) Sie willigen also ein?

Genaro. Muß ich nicht? Doch warum soll ich dir's länger verhelen, dein sehnliches Bitten hat mein Herz erweicht! Ich werde wahrscheinlich nicht mehr lange leben! Warum soll ich mir den Trost

rauben, daß du mein Grab ehren, mit Thränen benetzen wirst! — — In unsern lezten Tagen wirds heller! Vielleicht handelte ich zu hart an meinem Blutsfreunde! Vielleicht sollst du mich hier versöhnen, damit ich dort nicht büsse! du willst fort, scheinst zu eilen! geh! Wenn du's möglich machen, die Arme noch retten kannst, so hast du meine vollkommene Einwilligung.

Antonio stammelte noch einige Worte des Danks, und flog nun hin an die Pforte des bischöflichen Pallastes. Lange stürmte er an der Glocke, bis endlich der Pförtner kam, und ihm die Unmöglichkeit, den Bischof bey so später Nacht zu sprechen, vergebens vorstellte. Er schüzte die Wichtigkeit seines Geschäftes vor, und half den Kammerdiener selbst wecken, der ihn bey dem Bischof melden mußte. Der alte, ehrwürdige Greis ließ ihn sogleich vor sein Bette kommen.

Bischof. Sohn meines Busenfreundes! Was bringst du mir so spät?

Antonio erzählte ihm seine Liebe, seines Vaters Einwilligung, und bat um schleunige Hülfe!

Bischof. Glücklicher Jüngling, der das in einer Stunde vollendet, was ich schon Jahrelang durch alle Bemühungen nicht vermochte! der Herr hat mein Gebet erhört, und zwey Familien vereint, die unversöhnlicher Haß zu trennen schien! O lebte doch der alte Guido noch! Gianetta soll, muß die Ihrige seyn! Ich will sogleich den Befehl an die

Aebtissin ausstellen! (er zog an der Glocke, forderte Feder und Dinte.)

Antonio. Die Aebtissin kann mir Gianetten nicht verweigern, aber, Euer Eminenz, ich verlange Dispens, sie sogleich ehlichen zu können! denn ich fürchte, daß Neider meines Glücks meinen Vater eines andern bereden!

Bischof. Auch dies, mein Sohn! (er schreibt) Hier! Jeder Priester meines Sprengels wird sie sogleich ohne den geringsten Anstand mit ihrer Braut auf ewig verbinden, (er gab ihm ein Papier)

(Antonio nahms und eilte fort.)

Bischof. (ihn zurückrufend) Ihr Vater willigt doch wirklich ein? Ich werde sogleich fragen lassen!

Antonio. Nach Ew. Eminenz Belieben! Noch wacht er; und wenn sie Zweifel in meine Worte setzen, so will ich, bis der Bote zurückkommt, hier verweilen!

Bischof. Ueberflüssig wäre diese Vorsicht wohl nicht! Die Freude über eine so glückliche Aussöhnung hätte mich bald unvorsichtig gemacht. Den jungen Herren ist in diesem Alter und in diesem Falle nicht immer zu trauen! (Er sandte sogleich seinen Kammerdiener zu dem alten Genaro, nach einer kleinen Weile kam dieser mit des Alten schriftlichen Einwilligung zurück.) Gehen sie in Gottes Namen, ich habe meinem Amte Genüge geleistet, und werde nun ruhig schlafen!

Antonio dankte und stand nach einigen Minuten vor Gianettens Wohnung. Er traf ihre Mutter noch wachend an. Sie ordnete eben ihrer Tochter Putz auf Morgen. Gianetta war schon im Schlafzimmer, und betete zu Gott um Kraft und Stärke; denn sie hielte Antonios Reden für bloße Komplimente, und beweinte die Minute, in der sie den schönen Jüngling sah, dessen Bild schon ganz in ihrem Herzen herrschte.

Die gute Alte erstaunte als sie ihren Neffen erblickte. Ihr Erstaunen wurde aber weit stärker, als sie seinen Antrag hörte. Wenn es Sport ist, sagte sie, so verdien ich ihn nicht, und mein armes Kind noch weniger. Wollten sie ihr die ohnehin bittre Lage ihres Standes noch erschweren, ihr das einzige menschliche Glück, die Ruhe, rauben? Antonio hatte alle Beredsamkeit nöthig, ihr die wahren Gesinnungen seines Herzens begreiflich zu machen. Wie sie aber endlich des Bischofs Befehl sah, und nun nicht mehr zweifeln konnte, so war ihre Freude ausschweifend. Sie führte den Antonio in der Fülle derselben sogleich vor ihrer Tochter Bette. Gianetta fuhr erschreckt in die Höhe. Antonio kniete zu ihr hin, überströmte ihre Hand mit Küssen. Die Mutter erzählte und Gianetta sank an ihres Bräutigams Hals! Sie nannte ihn ihren Heiland, ihren Erretter, und schwur ihm in dieser feyerlichen Stunde ewige Liebe, ewige Treue!

Als man wieder zu sprechen vermochte, so begann folgendes Gespräch:

Die Mutter. (noch immer gleich vergnügt und freudenvoll) Aber, Kinder, was wird dies werden? Die Nonnen haben schon alles zum Feste, zum Schmause zubereitet! der ganze Adel ist schon geladen!

Antonio. Er soll nicht umsonst geladen seyn! Wir wollen Morgen unsre Vermählung dort feyern!

Die Mutter. O gut, o herrlich! Und wie wär's, wenn wir — — Aber das wird wohl nicht gehen!

Antonio. Es geht! beste Mama! Es geht! Ich errathe ihren Gedanken! Er verdient ausgeführt zu werden!

Die Mutter. Sollten sie wirklich! —

Antonio. Ja! hören sie nur: wir entdecken niemanden etwas von dem, was geschehen ist, und geschehen wird. Sie fahren Morgen früh mit meiner Braut nach dem Kloster, begeben sich in die Kirche, wo ich sie schon nahe am Altare erwarten werde, und wenn die Ceremonie ihren Anfang nimmt, wenn der Priester die fürchterliche Frage thut: Was verlangst du? so trete ich hervor, und antworte an ihrer statt. Ich reiche ihm die Ordre des Bischofs, und lasse mich sogleich mit ihr verbinden! O Gianetta, das soll ein Fest der Wonne und der Freude seyn!

Die Mutter. Ich freue mich wie ein Kind auf diese herrliche Szene, wie's gewiß noch keine in einem Kloster gab! Ich habe alle Ehrfurcht vor der heiligen Stätte, aber so eine Handlung entweiht sie gewiß nicht, das wird ein Erstaunen! Verwundern und Gaffen seyn! O wärs nur schon Tag! nur schon neun Uhr!

Gianetta wollte Anfangs in diesen Plan nicht willigen, als aber die Mutter sie darum bat, Antonio seine Bitte mit der ihrigen vereinigte, so gab sie nach, und fand endlich Stolz in dem Gedanken: Ihrem Geliebten vor dem ganzen Volke die Hand zu reichen.

Bis sechs Uhr verweilte Antonio bey Gianetten, man brachte den Plan ins Reine, machte Einwürfe, widerlegte sie, und überließ sich ganz der Freude. Endlich eilte Antonio fort, um sich anzukleiden, und seiner Braut Raum zu geben, ein gleiches thun zu können.

Um neun Uhr gaben die Nonnen mit allen Glocken das Zeichen zum Anfange des Festes. Gianetta fuhr mit ihrer Mutter nach dem Kloster. Man empfieng sie in der Halle der Kirche, sezte ihr einen Kranz auf, und führte sie unter Trompeten und Pauckenschall nach einem Betschemel, nahe beym Hochaltar. Das gute Mädchen zitterte, und suchte ihren Antonio, der nahe am Altare stand. Ihr Auge sprach mit ihm, und ihr Muth erneuerte sich. Der ganze Adel nahm nun an beyden Sei-

ten Platz, die Nonnen traten ins Chor, das in der Höhe rings um den Hochaltar gebauet, und, wie gewöhnlich, mit Gittern versehen war. Die Wachen vermochten kaum den Pöbel in der Ferne zu halten. Ein Benediktinerabt bestieg die Stuffen des Altars. Er winkte Gianetten, sie wankte näher. Was verlangst du? fragte sie nun der Abt. Meine Gemahlin zu werden! antwortete Antonio, und überreichte ihm den bischöflichen Befehl! Er las ihn voll Erstaunen, zeigte ihn seinen Assistenten, und las ihn wieder! Endlich begann er die Trauung. Einige Freunde des Antonio, die dieser schon vorher unterrichtet hatte, traten als Zeugen hinzu.

Das Erstaunen aller Anwesenden war groß! keiner glaubte seinen Augen trauen zu dürfen, jeder sah unbeweglich und starr nach dem Altare hin! Die Nonnen rissen das Gitter auf, warfen, ihres Gelübdes vergessend, die Schleyer zurück! der Pöbel strömte herbey, und gaffte staunend! tiefe Stille herrschte in der ganzen Kirche!

Nach der Trauung führte Antonio seine Gemahlin nach dem Sprachzimmer. Ihre Mutter, die alte Mussati, lud den Adel ein, ihnen zu folgen. Antonio erzählte sogleich der erzürnten Aebtissin die ganze Geschichte, versprach nebenbey die Kosten des Festes zu tragen, und für seiner Gianette Erziehung ein Kapital zu zahlen, wovon zehn Nonnen gestiftet werden konnten. Der lezte Grund schien die Aebtissin ganz zu beruhigen, sie sprach

sehr freundlich mit Gianetten. Die Uebrigen lachten und scherzten über die schöne Geschichte, und liessen sich die Erfrischungen, die in Menge aufgetragen wurden, schmecken. Gianetta klagte über Durst, die Aebtissin brachte ihr selbst ein Glas Mandelmilch, das sie auf einen Zug leerte. Sie folgte dann ihrem Antonio, der sie seinem alten Vater aufführen, und seinen Segen für sie erbitten wollte.

Schon im Wagen fühlte Gianette Anfälle einer Ohnmacht, sie schriebs dem ausgestandenen Schrecken zu, und lehnte sich schmachtend an ihres besorgten Antonios Brust. Wie beyde in des Alten Zimmer traten, knieend seinen Segen empfiengen, so vermochte Gianette nicht aufzustehen. Sie klagte über eine heftige Kolik, und bald darauf folgten schreckliche Krämpfungen. Man eilte nach Aerzten, man rufte ihre Mutter! Die Aerzte zuckten die Achsel, die Mutter rang trostlos die Hände! Ich trank im Kloster ein Glas Mandelmilch, sagte Gianetta, und verschied bald darauf in den Armen ihres Mannes. Sechs starke Bediente konnten ihn nicht von der Leiche wegreissen. Er wüthete, er schäumte! Bald hernach fielen ihm Gianettens lezte Worte ein, und alle Bewohner des Hauses waren's kaum vermögend, ihn abzuhalten, daß er nicht hinritte, und die Nonnen mordete. Mit jedem Augenblicke wurde sein Zustand schrecklicher, der gebeugte Vater mußte ihn in sein Bette bringen

und gurten lassen. So lag er, und rufte unaufhörlich seine Gianetta!

Ihr Körper wurde geöffnet, man fand wahrscheinliche, aber nicht sichere Kennzeichen des Giftes. Die Aerzte wagten es also nicht, auf Vergiftung zu entscheiden. Sie hat in des Blutes größter Wallung, sagten sie, ein kühlendes Getränke genommen, darauf folgt oft auch schneller Tod. Der halb verzweifelnde Vater, die trostlose Mutter mußten sich mit diesen Gründen beruhigen, und hatten nicht einmal den Trost, Rache über die Urheber ihres Unglückes zu fordern.

Am Abende des andern Tages wurde Gianetta mit aller möglichen Pracht beerdigt. Die Glocken der ganzen Stadt ertönten dumpf und traurig, das ganze Volk versammelte sich, und alle beweinten das unglückliche Mädchen. Der Leichenwagen fuhr langsam aus dem Trauerhause, der Posaunenschall erfüllte die Luft. Antonio, der bisher, seiner Sinne beraubt, noch immer angegurtet im Bette lag, horchte hoch auf. Mit aller Macht, die dem Menschen gegeben ist, sprengte er seine Bande, daß ihre zerrißnen Stücke an die Wand flogen. Mit gleicher Riesenstärke schleuderte er seine Wächter auf die Seite, und eilte ans Fenster. Hier sahe er, wie der Leichenwagen die Gasse hinabwallte, und das Volk hinten drein betete. Der Anblick mußte ihm schrecklic , unnennbar seyn. Nimm mich mit dir! schrie er, und stürzte sich wüthend vom

Fenster hinab. Sein Gehirn besprizte Gianettens Leichentuch!

Sein Körper wurde an Gianettens Seite gelegt. Der tief gebeugte Vater baute ein prächtiges Mausoläum auf ihre Gruft, und gesellte sich bald zu ihnen. Gianettens Mutter lebt noch, sie ward durch Mussatis Testament die Erbin seines grossen Vermögens. Aber sie ist unfähig, es zu geniessen, ihrer Kinder Tod verbittert es ihr, und eine unheilbare Abzehrung nagt an ihrem Körper.

Olivie Amenuti.

Eine wahre Geschichte aus dem dreyzehnten Jahrhunderte.

Nahe an den Mauern der Stadt F—, steht ein alter Wartthurm, der ehemals die Stadt beschüzte, nun aber den Soldaten zur Aufbewahrung ihrer Munition dient. Der Pöbel und mit ihm auch viele Vornehme der Stadt, halten es für eine ausgemachte Wahrheit, daß es von langen Jahren her in diesem Thurme spukt. Um Mitternacht, erzählen sie, hört die dort stehende Schildwache allemal eine traurige, melancholische Musik! dann geht vor dem Horchenden ein weißgekleidetes Frauenzimmer

seufzend vorüber. Keiner, fährt die Sage fort, hatte den Muth, das Gespenst anzureden, als einst ein junger, rascher Mann, der erst vor kurzem Soldat geworden, auf diesen Posten zu stehen kam. Dieser sah mit keckem Muthe der Stunde entgegen, in der, nach aller Kameraden Erzählung, das Gespenst kommen sollte. Schon hielt er alles für ein Mährchen, als nach drey Viertel auf Zwölfe die traurige Musik ertönte, und bald darauf ein grosses, schönes Frauenzimmer heraustrat. Ihr weißes Kleid war mit schwarzen Schleifen behangen, ihr schwarzes Haar hieng aufgelöst bis auf die Fersen herab. In der rechten Hand trug sie ein mit Blut beflecktes Tuch, in der andern einen Dolch. Sie gieng laut seufzend und ihn traurig anblickend vorüber.

Soldat. Gott helfe dir, wenn dir zu helfen ist!

Das Gespenst. Wohl ist mir zu helfen! gieb mir drey Tropfen deines Bluts, und ich bin erlöst.

Soldat. Nimm sie dir!

Das Gespenst. Aber wirst du auch standhaft seyn? Ich muß diese drey Tropfen durch Dolchstiche nahe an deinem Herzen wählen, und wenn dir nur ein Laut, ein Seufzer entfährt, so bin ich unglücklicher als zuvor.

Soldat. Ich werde nicht zucken, nicht schreyen!

(Das Gespenst hob seinen Dolch auf und der Soldat entblößte die Brust.)

Das Gespenst. Diesen für meinen ersten Mann! (der Soldat litt's geduldig) Diesen für meinen zweyten Mann! (der Soldat zuckte) Diesen für mich! (der Soldat schrie laut: Jesus Marie!)

Das Gespenst. Unglücklicher! du hast schlecht Wort gehalten, du wolltest meine Qual enden, und erneuerst sie! Siehst du dort jene drey Pflaumenbäume, die erst Fingers stark und noch Ruthen sind; wenn sie einst als Bäume erwachsen, ihre Stämme zu Brettern geschnitten, von diesen Brettern eine Wiege gemacht wird, so kann dann erst der Knabe, welcher in dieser Wiege schläft, in seinem männlichen Alter mich erlösen. Hätte ich Macht, ich würde dich Feigen zerschmettern.

Das Gespenst warf den Soldaten zu Boden, und wie man ihn abzulösen kam, so lag er sinnlos auf der Erde. Wie er sich wieder erholte, so erzählte er die ganze Geschichte.

Die Soldaten umzäunten diese drey Bäumchens, und pflegten sie sehr, aber schon ist ein Jahrhundert verflossen, und ihr Stamm hat noch nicht die Dicke eines Arms.

Das Gespenst geht noch immer umher, und seufzt izt lauter als zuvor.

Einem edlen, verehrungswürdigen Freunde, der aber nicht genannt seyn will, habe ichs zu verdan-

ken, daß ich meinen Lesern den gewissen Ursprung dieses Mährchens erzählen, und sie mit einer Geschichte bekannt machen kann, die mit Akten bewährt, durch Familiennachrichten bestättigt, ächt und wahr ist:

Unter Kaiser Friedrich des Zweyten Regierung versammelten sich die Deutschen zu einem Kreuzzuge nach Palästina. Willibald, ein edler Ritter, dem sein Vater nur eine Rüstung sammt Schwert hinterlassen hatte, schwor zu Bischof Konrads Fahne, und zog mit ihm nach Apulien, dem Sammelplatze aller christlichen Kreuzfahrer. Er war mit unter den wenigen, die sich zu Brindisi wirklich einschifften, und in Palästina glücklich landeten. Willibald half dort die Stadt Joppe erobern, und machte bey dieser Gelegenheit viele Beute. Als er drauf an des Landes Küsten einen Trupp Türken überfiel und schlug, so fand er in der Feinde Zelt eine gefesselte Dame. Er löste ihre Bande, und erfuhr von ihr, daß sie eine edle wälsche Dame sey, Olivie Amenuti heisse. Die Türken hatten ihres Vaters Burg, welche nahe am Ufer lag, überfallen, alle Bewaffnete getödtet, und sie mit über Meer geführt, um sie in ihres Sultans Serail zu verkaufen. Dank dir, Edler, daß du mich aus ihren Klauen errettet, sagte die schöne Olivie Aber ich bin nun, fuhr sie fort, ohne Schutz, ohne Retter. Vollende dein Werk, und laß mich unter deinem

Schir-

Schirme mein Vaterland wieder sehen. Er versprach ihr beydes nach Ritterpflicht, sezte sie auf sein Roß, und gieng, es am Zügel führend, nebenher. Der Tag graute, die Sonne stieg aus dem Meere empor und bestrahlte Oliviens Wangen. Ihr schwarzes, langes Haar schwebte, vom Morgenwinde gehoben, bald hoch in der Luft, bald lag es zerstreut auf des Rosses Mähnen und Rücken. Ihr Auge blickte den Ritter freundlich an, und schien ihm für seine That zu danken. Er fühlte diesen Dank, freute sich nun doppelt seiner Beute und geleitete Olivien sicher nach der Stadt, wo er sie unter den Schutz einer alten Frau gab. Ganz in Liebe versunken, schied er von ihr, rang, um vor ihr zu glänzen, nach neuen Thaten, und empfieng bald darauf in einem Gefechte eine gefährliche Wunde. Man brachte ihn auf sein Verlangen nach Oliviens Wohnung. Sie wartete und pflegte seiner, und nur der Macht der Liebe, nicht der Hülfe der Aerzte hatte ers zu verdanken, daß er wieder genaß.

Als er sein Krankenlager verließ, hatte der vom Pabste exkommunizirte und bis Palästina verfolgte Kaiser mit dem Sultan Friede geschlossen. Jerusalem, Bethlehem und Nazareth kam in der Christen Hände, und die Kreuzträger schifften sich ein, um wieder nach ihrem Vaterlande zu kehren. Willibald freute sich über diese Nachricht hoch, er hinterbrach-

te sie sogleich seiner Olivie. Edle Dame, sagte er zu ihr, ich habe rechtmäßige Beute gemacht, und hoffe durch ihren Werth unabhängig in meinem Vaterlande zu leben, aber ohne euch wird mein Leben elend, meine Tage dunkel seyn. Könnt ihr euch entschliessen, Wälschlands schöne Städte und reizende Schlösser zu vergessen, mit mir heimzuziehen, in ein Land, wo wir zwar des Schönen und Prachtvollen nicht geniessen, aber ehrlich und redlich leben? Olivie gab ihm erröthend die Hand, aber sie fühlte nicht Liebe, nur Dankbarkeit in ihrem Herzen gegen den deutschen Ritter, der sie aus der Sklaverey befreyte, und ihr nun statt Vater war. Der Entzückte führte sie zum Altar, schloß seine Hand in die ihrige, und kam nach langer Fahrt endlich mit ihr an Vater Rheins Ufern an. Nahe dabey lag eine Veste, diese kaufte er einem alten Ritter ab, der mit dem Gelde nach dem befreyten Jerusalem wallfahrtete, und dort bis an seinen Tod für der Christen Wohl betete. Damals waren die Ufer des Rheins noch sparsam mit Reben bepflanzt, deren Saft diese Gegend bey den wollüstigen Nachkommen der Deutschen so berühmt macht. Dunkle, oft undurchdringliche Wälder beschatteten weit umher seinen Lauf. Nur hie und da ragte, auf moosigten Felsen gestüzt, ein Wartthurm über die hundertjährige Eiche empor, und nur unter dem Schutze der Schlösser und Vesten war das Land urbar, und seine Bewohner zu ernähren tüchtig gemacht.

Willibalds Burg lag auf einem dieser Felsen, nur Natur, nicht Kunst hatte sie befestigt, und sechzig bewaffnete Knechte waren ihr Hüter. Olivie fand Behagen in dieser wilden Einöde, auch lernte sie willig die Pflichten der deutschen Hausfrau und kochte bald bessere Gerüchte als die Weiber rings umher. Sie ehrte ihren Gatten, und hofte ihn einst lieben zu können. Dieser fand sein Glück in ihr, liebte sie täglich mehr, täglich stärker, aber dieser heftigen Liebe ungeachtet konnte er doch seinen nach Thaten sich sehnenden Geist nicht bezähmen. Er bekriegte oft die Räuber, welche damals unter dem Namen der Sattelritter und Schnapphähne Deutschland unsicher machten, auf Kaufmannsgüter und Klosterweine lauschten, auch oft den Hausvätern ihre Kinder raubten. Stets war er mit seinem kleinen Haufen Sieger, und ob ihn gleich die klügere Gattinn von diesem gefährlichen Kampfe abzuhalten suchte, so konnte er doch der Beraubten Flehen nicht widerstehen, und suchte den Räuberbanden täglich neuen Abbruch zu thun.

Die Räuber fühlten, wie viel ihnen Willibald schadete, vereinigten sich an der Zahl dreyhundert, und zogen aus, um sich an ihm auf immer zu rächen, seine Veste zu schleifen, sein Eigenthum zu zerstören. Als ihm eben die schöne Olivie den ersten Sohn geboren hatte, und er mit seinen Freunden und Söldnern das Freudenmahl begieng, meldeten

ihm seine Wächter, daß ein grosser Haufe gegen die Burg anwalle. Er zählte ihre Menge, und sah deutlich, daß er dieser zu widerstehen nicht vermochte, doch verschloß er die Thore, besezte Warte und Graben, dann warf er sich auf sein Roß, und jagte durch ein Seitenpförtchen nach der Burg des mächtigen Graf Mamert. Ich habe, sagte er zu diesem, oft deiner Unterthanen Rinder und Schaafe aus der Räuberhänden errettet, und als deine Knechte neulich Wein dem Abt von St. Mark zuführten, solchen glücklich mit Verlust von zween meiner besten Reisigen nach dem Kloster geleitet. Sey nun auch mein Beschützer, denn die Schnapphähne aus der weiten, breiten Gegend haben sich um meine Veste versammelt, und drohen sie zu zerstören. Graf Mamert fand Willibalds Bitte gerecht, er versammelte sogleich seine Reisige, überfiel in der Nacht die Räuber, und schlug die Sichern in die Flucht. Früh ertönte die Siegstrompete, bald hernach zog der Sieger triumphvoll in die Burg. Olivie bot alle ihre Kunst auf, die sie im Wälschlande gelernt hatte, um ihren Gast gut zu bewirthen. Sie trug die erste Schüssel auf, und Mamert sah sie zum erstenmale. Er sahe sie, und vergaß auf das Freudenmahl, hörte nicht die Gesundheiten, die ringsherum aus den vollen Pokalen ihm zugetrunken worden. Seine Augen ruhten blos auf Oliviens schöner Gestalt. Schon hatte er das männliche Alter erreicht, noch nie die

Macht der Liebe gefühlt, die nun gleich einem Strom sich über ihn ergoß, und, um mich mit meinem Originale gleichlautend auszudrücken, die Kammern seines Herzens so füllte, daß es zu zerspringen drohte. Es war Labsal für sein Herz, wenn Olivie seinen Becher füllte, und da sie ihn oft füllte, so vermehrte der Wein seine Glut. Sein Kopf brannte, und Olivien zu besitzen, sie ewig sein zu nennen, war sein innigster Wunsch, der sich schon damals zum festen Vorsatz, zur gewissen Ausführung bildete.

Nach dem Mahle ritt Willibald mit seinen Knechten aus, um Wildpret für seine Gäste zu holen, die noch kein Zeichen zum Aufbruche gaben. Olivie blieb mit Mamert allein. Sie holte ihren neugebornen Sohn. Danke deinem Erretter, sagte sie zu dem schlafenden Kleinen, ohne ihn wärst du ein Sklave, deine Mutter vielleicht geschändet, dein Vater gewiß ermordet.

Mamert. (den Kleinen an seine Brust drückend) O wärst du mein Sohn! meine Veste und Schlösser wollte ich gegen eine Hütte, meine Rosse und Knechte gegen ein paar Kinder vertauschen!

Olivie. Wie könnte dieser Knabe so vieler Aufopferung werth seyn?

Mamert. Wie? O dann wäre ich sein Vater, und — zürnt nicht, wenn ich mein ganzes Herz öffne — Oliviens Gatte! Laßt mich schwätzen, edle Frau, laßt mich erzählen, was ich seit eini-

gen Stunden fühle, und ewig fühlen werde. Achtet nicht darauf, aber spottet meiner auch nicht. Ich wollte, ich hätte euch nie gesehen, und doch könnte ich auch alle meine Reichthümer verschwenden, um nur das Viertel eines Tages in eurer Gesellschaft zuzubringen. Schöne Olivie, haßt mich nicht, daß ich so spreche! Ich bin unglücklich! unglücklich durch euch!

Olivie. Edler Graf, ihr wollt mirs thätig beweisen, daß ihr gereißt seyd, und die Sitten meines Vaterlands kennt. Sonst war mirs sehr gewöhnlich, dergleichen Reden aus dem Munde der römischen Ritter zu hören; aber bedenkt, daß ich izt eine Deutsche bin, und einem Deutschen angehöre. Mein Ohr ist verwöhnt, es deucht ihm seltsam, daß es wieder Schmeicheleyen hören soll.

Mamert. Schmeicheley! Ich hasse das Wort, um so mehr seine Diener. Ich rede Wahrheit, wie sie aus meinem Herzen quillt. Aber ihr habt recht, daß ihr's nicht davor nehmen, mich lieber einen Schmeichler als einen Bösewicht nennen wollt. Fluch, hat mir der Pfaffe gelehrt, trift den, der seines Nächsten Weib begehrt! Schimpf und Spott über den Elenden, sagt der Ritterhauptmann, welcher eine edle Dame zu entehren sucht, und nach eines andern Weib buhlt, aber trotz Pfaff und Ritter, trotz Fluch und Schimpf kann ich den Wunsch, euch zu besitzen, nicht unterdrücken! Zieht euer Gesicht nicht in Falten! Habt Mitlei-

den mit mir! Zürnt, wenn ihr wollt, mit eurer Schönheit, mit euren Reizen, die mich verführen, Dinge zu sagen, die ich nicht sagen sollte.

Olivie. Der Ueberwinder unsrer Feinde, der Beschützer unsers Habs und Guts hat Freyheit zu sprechen, wie's ihm beliebt, aber —

Mamert. Aber wäre ich dies nicht, wollt ihr sagen, so würdet ihrs eurem Gatten klagen, daß dieser den Strafbaren fordern und züchtigen sollte. Thut's, schöne Olivie, thut's, er wird meine Quaal enden, unbewaffnet will ich zu ihm treten, nicht kämpfen gegen ihn, denn er ist euer Gatte. Ehrfurcht, wie ich noch nie fühlte, herrscht gegen alles, was euch angeht, in meinem Herzen. O laßt mich dies Kind ehren, wie einst die drey Könige den Weltheiland ehrten! Laßt mich eure Hand küssen, ist dieser Kuß eine Sünde, so will ich dafür büssen, und nach Jerusalem wallfahrten! Schenkt mir dies Tuch, das hier an eurem Gürtel hängt, ich will's in meinem Reliquienkasten aufbewahren, und Tag und Nacht für euch beten! Darf ich's lösen?

Olivie. Sey dies der geringste Dank für euren grossen Dienst! Nehmt's, und denkt bey dessen Anblick an eure Freundinn!

Mamert. (es in sein Wamms verbergend) Ewig solls hier ruhen! Mit mir im Grabe schlafen! Mein Zustand ist schrecklich, mein Schicksal eisern! Wenn ich so da stehe, eure Reize, das Unnennbare,

was euch umgiebt, betrachte, so kann ich mir den Wunsch, dies alles zu besitzen, nicht versagen; aber wenn ich euch mir als das Weib eines andern denke, mich nicht Vater des Kindes, das in euern Armen ruht, nennen darf, so wechselt dieser Wunsch, und ich sehne mich nach dem Grabe. Mein Glücksrad ist abgelaufen, eure Hand könnte es wieder umdrehen, aber sie will nicht! — —

Olivie. Kann, darf nicht! — — Ich muß nach meiner Küche! Ich habe heute so viele willkommne Gäste zu bewirthen —

Mamert. Erspart euch die Mühe. Ich breche den Augenblick auf! Lebt wohl! Erinnert euch meiner, und wenn ihr manchmal am Fenster steht, euer Auge auf jenem Walde weilt, so denkt: hinter diesem liegt die Burg des unglücklichen Mamerts!

Olivie. (traurig) Wollt ihr nicht wenigstens meinen Ritter erwarten, daß er mit mir euch danke? — —

Mamert. Meine That heischt keinen Dank! Lebt wohl! O ich scheide ungerne von euch! Seht, welch ein Widerspruch ich bin! Ich wünschte, daß ihr mich zu verweilen bätet; aber wenn ihr mich bittet, so eile ich doch fort! Gott mit euch, Kleinod der Weiber! (er geht und kehrt plötzlich um) Wenn ihr Wahrheit liebt und ehrt, so antwortet mir frey und offen, wie es deutsche Sitte fordert, auf die Frage, die ich euch vorlege.

Olivie. Fragt, bey dem Leben des Knaben, ich will euch antworten, wie ich denke!

Mamert. Wenn ihr den Ritter Willibald nie gesehen, eure Hand nie in die seinige gelegt, nie seine Gattin zu seyn, gelobt hättet, würdet ihr dann, wenn ich Hand und Herz euch zum Opfer brächte, beydes annehmen oder verschmähen?

Olivie. Meine Zunge soll reden, was mein Herz heischt! Ihr seyd schön, jung, reich, tapfer und ehrenvoll! Viele meines Geschlechts sind zufrieden, wenn sie eine dieser glänzenden Eigenschaften in ihren künftigen Gatten finden. Welche, unter allen, wird sich also nicht freuen, die Mitgenossinn so vieler zu werden.

Mamert. Biedern, redlichen Dank für eure Offenheit! Aber laßt mich den Nimmersatt gleichen, der immer hungriger wird, je mehr man ihm Speise vorwirft. Laßt mich noch eine Frage an euch thun: Wenn ihr ganz frey wäret, und ich und Willibald hielten um eure Hand an, wem würdet ihr unter beyden sie reichen?

Olivie. Ich versprach euch nur die erste Frage zu beantworten, laßt mich auf die zweyte schweigen, denn die Antwort würde entweder mich oder euch beleidigen. Euch, wenn ich Willibalden wählte, mich, wenn ich einen andern ihm vorzöge. Seyd zufrieden mit dem, was ich euch sagte, und macht diejenige, die ihr so hoch zu ehren vorgebt, nicht verächtlich.

Mamert. O Arzt, dein Gift ist süß! Lebt wohl, Traute! Vergeßt mich nicht!

Er schwang sich auf sein Roß, seine Reisigen umgaben ihn, Olivie sah noch lange seinen Federbusch auf der Haide wehen, bis er sich endlich im Walde verlor.

Unterdessen kam Willibald mit Wildpret beladen zurück, und wunderte sich sehr, daß seine Gäste schon fortgezogen waren. Am Abende war Olivie tiefsinnig, traurig! Sie entschuldigte sich gegen den fragenden Gatten mit Erdichtungen, und legte sich misvergnügt an seine Seite. Sie hatte noch nie geliebt, auch war die innere Unruhe, die sie empfand, kein Kennzeichen einer Liebe, es war Begierde nach Größe, Ringen und Streben nach Ehre und Höhe! Die Gattin eines Grafen, Frau der Schlösser und Vesten ringsumher, Gebieterinn einer grossen Menge von Unterthanen seyn zu können! dies war das Bild, welches stets vor ihrer Seele schwebte, und festen Sitz in ihrer Einbildungskraft nahm. Wenn sie nun noch nebenher den schönen, schlanken, im vergüldeten Harnisch gekleideten Mamert, neben den schwarzbraunen, rohen, mit ledernem Wamse angethanen Willibald stellte, so konnte sie die Gedanken, die ihre Treue, ihren Ehebund beleidigten, nicht unterdrücken. So schwärmte ihre Phantasie die halbe Nacht herum! Sie sah, unwillkührlich, und ohne, daß sie's zu hindern vermochte, ihren Gatten auf dem Krankenlager, und bald hernach

im Todtengewande liegen. Sie gieng getröstet hinter seiner Leiche, und hörte schon von weitem das Traben der Rosse, die Mamerten zu ihren Füssen trugen. Sie hob ihn auf, reichte ihm ihre Hand, und hörte schon des Ehefestes Jubel, als sie auf einmal aus ihrem Traume erwachte, und ihr weinendes Kind unwillig an ihre Brust legte.

Mamerts Zustand war weit schrecklicher, weit fürchterlicher. Seine Leidenschaft wuchs zur Riesenstärke. Wenn er wachte und träumte, so stand der schönen Olivie Bild vor ihm. Sein Blut wallte rastlos auf und nieder, es drohte die Adern zu zersprengen, die Gefässe zu zerreissen. Berge lagen auf seiner Brust, und preßten sein leidendes Herz. Am neunten Tage konnte er sein Lager nicht mehr verlassen.

Zeno, ein alter Ritter, der schon Mamerts Vater diente, und nun von dem Jungen ernährt, und gut gepflegt wurde, war schon durch einige Tage des Leidenden Beobachter. Er errieth die Ursache, und trat früh an sein Lager.

Zeno. Du bist krank, trauter Mamert?

Mamert. O wäre ich todt!

Zeno. Pfui des weibischen Wunsches! — — Ich komme dir zu helfen, oder wenigstens meine Hülfe anzubieten!

Mamert. Deine Zunge sprach nie ein so leeres Wort aus! Wo wäre die für mich zu finden?

Zeno. In meinem Arme, wenn Feinde dir schaden wollen! In meiner Zunge, wenn du etwann ein Mädchen liebst, ganz in ihr wohnest, und zu blöde bist, dich ihr zu entdecken! Stimme nur ein! das Lezte ist richtig! Deine Krankheit liegt im Herzen! du liebst?

Mamert. Ja, guter Alter, ich liebe!

Zeno. Und wen?

Mamert. Laß mich schweigen! Ich wünsche deine Freundschaft mit ins Grab zu nehmen! Gestünde ich dir's, so würdest du mich verachten, keine Thräne auf meinem Grabe weinen!

Zeno. Ist deine Liebe unedel? Ist sie knechtisch?

Mamert. O Ritter, edel, erhaben! dem Geschlechte nach würden des Fürsten Ahnen sie willig in ihre Mitte nehmen, und an ihrer Schönheit ein Kaiser sich sonnen; aber — — —

Zeno. Sie liebt einen andern?

Mamert. Schlimmer, weit schlimmer! Sie gehört schon einem andern!

Zeno. Hm! hm! Hast du nie mit deiner Herzensdame gesprochen?

Mamert. Ich habe!

Zeno. Hast du nicht in ihren Worten, Blicken, Gebärden und Mienen etwas Holdes zu dir bemerkt?

Mamert. Könnte ich meiner Leidenschaft trauen, so würde ich deine Frage mit Ja beantworten!

Zeno. Willst du mir die Dame nicht nennen?

Mamert. Es ist Willibalds Olivie!

Zeno. Willibalds Olivie? Ein schönes Weib! Ist sie nicht eine Sizilianerin?

Mamert. Sie ist's! Eine so schöne Blume wächst in Deutschlands Boden nicht.

Zeno. Ich war in meiner Jugend auch mit des Kaisers Vater in Sizilien!

Mamert. Du willst mich zerstreuen!

Zeno. Nein! ich wollte dir nur erzählen, daß die Sizilianischen Weiber das Gegentheil der Deutschen sind. Ich habe deren viele gekannt, die einen Mann und nebenbey zwey auch drey minne Ritter hatten.

Mamert. Muthe mir nicht zu, ein solcher zu werden. Ich bin ein Deutscher, ich will sie ganz, oder nie besitzen! Hast du keinen bessern Trost für mich, so schweige! überlaß mich meinem Schicksale! laß mich sterben!

Zeno. Ehe ich dies zugebe, ehe — — Doch ich muß erst meiner Sache gewiß seyn, ehe ich wirke. Willibalds Veste liegt nicht weit von hier. Mache dich auf! Trabe hin; Traue nicht deiner Leidenschaft, sondern der Dame Wort und Blick, und kannst du aus beyden das Wort Liebe zusamm buchstabiren, so komm und sag mirs. Ich will, ich muß dir helfen, und sollte ich meine ritterliche Ehre verpfänden, meinen Ruhm mit einer Mordthat beflecken. Folge mir, und laß mich für's weitere sorgen.

Zeno gieng und Mamert, den bisher der Sturm hoffnungslos herumgetrieben, ergriff mit Freuden das Brett, welches ihm der alte Ritter reichte. Er sammelte alle seine Kräfte und ritt noch am nämlichen Tage nach Oliviens Burg.

Die Räuber lagen in ihren Höhlen, und pflegten ihre Wunden. Willibalds kriegerischer Geist konnte sich also an ihnen nicht üben, und stritt unterdessen mit Bären und Wölfen. Mamert fand also Olivien allein im Gemach. Sie erröthete als sie den schönen, prächtig geschmückten Jüngling hereintreten sah! Nach des alten Ritters Rath drang Mamert kühn in sie, ihr mehr zu gestehen, seiner Leidenschaft mehr Behagliches zu beichten. Ihr handelt unedel, sagte Olivie, wenn ihr mehr zu wissen verlangt, um vielleicht der Unglücklichen zu spotten. Unser Schicksal ist feindselig, hätte ich nur entfernte Hoffnung, so würde ich sie euch willig reichen; aber uns trennen jähe, unübersteigliche Felsen! Glimmt hinan, wenn ihr Muth habt; aber verlangt nicht, daß ich die Verrätherin der Festung seyn, euch noch Strick und Leiter zuwerfen soll.

Mamert hörte diese bundbrüchigen Worte mit Entzücken, und erzählte sie dem alten Zeno. Dieser lächelte stillschweigend, und trat, eh der Hahn krähte, in Mamerts Gemach.

Zeno. Deine Rüstkammer ist versperrt, willst du mir sie nicht öffnen lassen?

Mamert. Was suchst du dort?

Zeno. Eine leichte Rüstung, ein tüchtiges, gutes Schwert!

Mamert. Wo willst du hinziehen?

Zeno. Ich habe schon lange eine Ehrensache verschoben, muß sie enden, sonst könnte der Tod mich überraschen, und ich wie ein Schelm in der Lüge stecken bleiben.

Mamert. Alter du lügst! du beginnst eine andere That!

Zeno. (lächelnd) Möglich wärs!

Mamert. Du hast Willibalden gefordert!

Zeno. Nicht gefordert, aber ich hoffe ihn zu treffen. Er wird heute die Dachshöhlen in unsrer Nachbarschaft stürmen.

Mamert. Und?

Zeno. Du wirst doch nicht böse seyn, wenn ich Olivien zur Wittwe mache?

Mamert. O Zeno, du wolltest?

Zeno. Dir zu Gefallen ein Jauner werden. Ich will seiner im Dickichte harren!

Mamert. Aber wenn er, wenn seine Begleiter dich erkennen?

Zeno. Deswegen wähle ich einen fremden Harnisch!

Mamert. Wenn du des Streiches verfehltest, wenn du selbst — —

Zeno. So habe ich abgezahlt die Schuld, die ich bey deinem Vater machte, bey dir täglich erneuerte.

Mamert. Dann bin ich ohne Rath, ohne Hülfe!

Zeno. Ohne Rath, ohne Hülfe? Als wenn beydes nicht in meinem Tode läge! Du wirst doch deinen Burg- und Bundsgenossen Zeno nicht ohne Rache sterben lassen? Wirst doch Willibalden zur Rechenschaft ziehen? Und Traun, wird dein starker Arm ihn nicht überwältigen?

Mamert. Wohl! Gut! Aber wird auch Olivie den Mörder ihres Gatten lieben?

Zeno. Kurzsichtiger! sagte sie nicht selbst, daß du den Felsen hinanklimmen sollst. Wer ist dieser Felsen? Sey ruhig! bis die Sonne zum Mittagsmahle ruft, komme ich entweder als Sieger zurück, oder ein Trauerbote verkündigt dir meinen Tod. Lebe wohl, guter Junge! Ich möchte freilich gerne auf deinem Hochzeitsschmause mich vollzechen, aber wenn's nicht seyn soll, so trinke du für mich! (Er geht.)

Mamert. Zeno! Handeln wir nicht unedel, nicht — —?

Zeno. Ziemts dir, die Stimme zu wecken, die ohnehin laut in meinem Gewissen ruft? Ich habe die ganze Nacht überlegt und geprüft! Soll ich dich verschmachten, verdorren sehen? Soll ich hinter deiner Leiche wallen, und mir's vorwerfen, daß ich dich retten konnte, und doch nicht rettete? Mich schauderts, wenn ich an mein Vorhaben denke,

ke, und doch — — Lebe wohl, denk an die Zukunft!

Mamerts Unruhe stieg aufs höchste, als der alte Zeno bald darauf fortsprengte, und ihn in banger Erwartung zurück ließ. Er fühlte lebhaft, daß Zeno, und er mit ihm, nicht rechtschaffen, nicht rittermäßig handle, aber er fand inniges Behagen an dem Gedanken, Olivien von den verhaßten Fesseln frey zu sehen. Die Hoffnung, sie dann besitzen zu können, erfüllte sein Herz mit Wonne. Er ließ Messen lesen, und in der Kapelle beten. Wie seine Ungeduld die schwarze That schon vollendet glaubte, so stieg er auf den Wartthurm, blickte nach allen Gegenden, und sah in der kleinsten Staubwolke den Sieger Zeno dahersprengen. Als sein Auge müde wurde, seine Sehnsucht aufs höchste stieg, und das Mahl schon stundenlang seiner wartete, verließ er die Warte, und eilte in sein inneres Gemach, um seine Thränen, seine Verzweiflung zu verbergen. Bald darauf hörte er der Rosse Wiehern! Er sprang auf! der alte Zeno trat herein!

Mamert. (voll Freude) Du wieder hier? Gesund und ohne Wunde?

Zeno. Ohne Wunde! aber hier! (wild aufs Herz klopfend)

Mamert. Hat der Kampf begonnen?

Zeno. Nenns nicht so! Ehre dem Ehre,

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Schande dem Schande gebührt! Nenn es Meuchelmord.

Mamert. (unruhig) Ist Willibald todt?

Zeno. Todt! darauf kannst du fussen! — — Am Wormser Wege, unfern der Eremitenhöhle traf ich auf ihn. Er ritt allein, seine Knechte jagten im Thale. Ich pflanzte meine Lanze vor ihm hin, und er stand. Gilts mir? sagte er, und ich — — Erspare mir das Weitere! — —

Mamert. Und du? — —

Zeno. Ungroßmüthiger! Und ich spaltete mit deinem scharfen Schwerte des Unschuldigen Schädel. Sein Fall durchbebte mich! Sein ängstliches Zucken, seine Todesangst erschütterte meine Seele, und wie er endlich noch seine lezten Kräfte sammelte, um deinen Namen zu nennen, um Gott und dir sein Kind, sein Weib zu empfehlen, da ergriff mich Angst und Schrecken. Ich sprengte fort, und hörte noch in der Ferne seiner Knechte Jammer, seiner Hunde Geheul!

Mamert. Hat man dich vielleicht erkannt?

Zeno. Nein, dafür bürg ich dir mit meiner Ehre, wenn du anders eines Mörders Ehre zum Bürgen annehmen willst. Meine schwarze That wird auf die Räuber fallen, deren Verfolger er war. Sollte ich sie noch beginnen, du könntest mir alle deine Güter und Reichthümer aufwiegen, ich würde sie zurückweisen. Habe oft thurnirt, war oft Sieger! auch erwachte oft Mitleiden über den

BIBLIOTHECA AUGUSTANA

Gefallnen in meinem Herzen, aber des Kampfrichters Worte: Du hast ritterlich gekämpft, bist mit Ehren Sieger geworden! beruhigten mich! Izt ist mein Gewissen Kampfrichter: Du hast wie Mörder gekämpft, bist ehrlos geworden! sagt es immer, und ich kann nicht widersprechen! — — Ha! stets liegt er vor mir, und ruft sein Weib! Ich muß die Gestalt wegbeten! Gieb mir ein frisches Pferd! (er schnallt seinen Harnisch ab) Ich gehe ins Kloster! Stifte du mir dort eine Pfründe, daß ich da bis an mein Ende beten kann!

Mamert. Du willst mich verlassen?

Zeno. Ich muß! Bliebe ich länger, so würde mein Gewissen die Freundschaft zu dir überwinden, und dir Worte sagen, die felsenschwer auf dein Herz fallen würden! (will gehen) Ha! da liegt er schon wieder! wäre ich nur schon in heiliger Stätte! bis dahin wird mir die Gestalt doch nicht folgen!

Mamert. (höchst unruhig) Was soll ich nun thun?

Zeno. Was du nicht lassen kannst! wenn ich als dein Freund rede! Soll ich dir aber treu und offen antworten, so muß ich dich bitten, das Weib deines Freundes, deines Bundsgenossens zu ehren, nicht sein Heiligthum zu verwüsten, mich nicht neuer Sünden theilhaftig zu machen! denke an David und Uria!

Zeno ließ den erstaunten Mamert allein, schwang sich auf ein Pferd, und eilte mit verhängtem Zügel dem nahen Kloster zu. Er hinterließ Mamerten in einem Zustande, den keiner zu schildern vermag, denn es war ein Zustand, der unthätig und ohne Worte ist. Am andern Abende weckte ihn der Schall der Glocke aus seinem Schlummer. Er fragte um die Ursache des traurigen, dumpfen Tones, und hörte, daß man den von Räubern erschlagenen Willibald beerdige. Sein Herz schlug gewaltig, schreckliche Angst überfiel ihn! Früh erinnerte ihn einer seiner Schildknappen, daß es die Sitte fordere, die trauernde Wittwe heimzusuchen und zu trösten. Er ritt hin, sah beym Eintritt in die Burg mit Mördersfurcht um sich, und bebte als er in Oliviens Gemach trat. Sie weinte nicht aus Liebe, sondern aus Mitleiden, aus Dankbarkeit, als sie aber Mamerten sah, so stockten ihre Thränen, sie wollte sich verstellen, ihr Gesicht mit Trauer bedecken, aber eine unwillkührliche, nicht zu unterdrückende Freude flog darüber hin, machte die blasse Wange roth, und goß Feuer ins erstarrte Auge.

Mamert. (ganz fassungsleer) Schöne Trauernde, ich komme euch zu trösten!

Olivie reichte ihm ihre Hand, und zog sie nicht zurück, als Mamert sie männlich drückte. Er fühlte, wie sein Herz sich ergoß, wie alles Blut, alle Jünglingsglut nach dem Magnet, der in seiner Hand lag, hinströmte. Nur so weit Oliviens Hand

ihn berührte, fühlte er Leben und Empfindung. Seine Seele, deren Sitz die Weisen im Haupte bestimmen, hatte izt ihren Thron in seiner Hand aufgeschlagen. Hier dachte, fühlte, empfand sie, die übrige Maschine war leer, wüste und öde, glich einem Uhrwerke, das abgelaufen ist. Endlich wurde Mamerts Zustand faßlicher, wirkender. Er sah die Geliebte seines Herzens, und las in ihrer Miene, daß sie nun, frey von Fesseln, ihm ihre Hand nicht verweigern würde. Er sank zu ihren Füssen hin, küßte, sprach und küßte wieder. Die nach Rang und Grösse strebende Olivie duldete, antwortete und duldete wieder.

Schon am ersten Abende erfuhr der Entzückte aus Oliviens Munde, daß sie nach vollendeter Trauer sein Weib seyn wollte, seine Freude darüber war ausschweifend. Er kehrte wonnetrunken zurück, und sandte sogleich hundert seiner tapfersten Reisigen nach Oliviens Burg, die auf immer dort bleiben, und seine Traute bewachen mußten, weil sie der Räuber Ueberfall fürchtete.

Von dieser Zeit an war Mamert der tägliche, stündliche Gast in Oliviens Veste. Wer ihn sprechen, wer ihn sehen wollte, der mußte ihn dort suchen, denn früh, eh der Tag graute, ritte er schon hin, und kehrte oft dann erst zurück, wenn der Mond hinter den Wald sank. Er liebte ausschweifend, liebte rasend, er befriedigte Oliviens thörigste Wünsche, überhäufte sie mit Geschenken,

und wenn ich ihren Karakter aus der Folge nicht schon besser kennte, so würde ich mit meinem Geschichtschreiber kühn behaupten: daß sie dankbar für alles, ihn eben so zärtlich und innig liebte.

Das Trauerjahr war nun verflossen, der arme Willibald moderte schon lange vergessen, sein einziges Kind ruhte ebenfalls seit einigen Monden an seiner Seite. Olivie erschien in bunter Tracht, kräuselte ihr Haar, und schmückte ihre volle Brust mit den schönsten orientalischen Perlen. Mamert vermochte nun nicht länger zu harren, er machte die glänzendsten Anstalten zum Hochzeitsfeste, wollte eben einladende Boten an die Ritterschaft rings umher senden, als der Abt von St. Mark ihn zu besuchen kam.

Mamert. (ihm entgegen eilend) Was bringst du mir, ehrwürdiger Gast? kommst du mein Hochzeitbette zu weihen, mich einzusegnen mit der Geliebten meines Herzens, so sey mir doppelt willkommen?

Abt. Diesmal führen mich andere Geschäfte zu dir! Ich komme dich zu fragen: Ob ich der Sage trauen darf, die laut in dieser Gegend umher geht, gestern bis in die Zelle meines Klosters drang?

Mamert. Welche Sage?

Abt. Du wolltest, erzählte man mir, Ritter Willibalds Wittwe heyrathen.

Mamert. Die Sage ist ächt, und dein Erzähler hat die Wahrheit gesprochen.

Abt. So verzeih, edler Ritter, daß ich mit dir offen wie ein Deutscher und ohne Decke wie ein Priester rede: du kannst die Wittwe des ermordeten Willibalds nicht heyrathen.

Mamert. Pfaffe, du lügst! Ich Olivien nicht heyrathen?

Abt. Nein! Du warst Mitschuldiger! du warst mehr als sein Mörder! Denke an die Gesetze der Ritterschaft! Denke an den schrecklichen Schwur, den du, sie stets zu beobachten, an meinem Altare geschworen hast. Wollte ich reden, du würdest ausgeschlossen aus der Edlen Kreise, du könntest bey keiner Tafel, bey keinem Thurniere erscheinen, zerbrochen würde dein Schild im Rittersaale hangen, und dein Name nur spottweise genannt werden, aber des Priesters Pflicht ist zu decken seines Nächsten Fehler, zu verhüllen seine Laster.

Mamert. Ich, Willibalds Mörder? Wer kanns sagen? Wer behaupten?

Abt. Verheele nicht dem Arzte, der dich zu heilen kömmt, deine Wunde. Dein Bundsgenosse, der Ausführer deiner schwarzen That, der alte Ritter Zeno — Du erschrickst bey seinem Namen?

Mamert. Ich erschrecke nicht! Endet!

Abt. Dieser hat in unsern Mauern gebüßt, und in seiner lezten Stunde, um mehrern Greuel zu steuern, um nicht Laster auf Laster zu häufen, die ganze That zugestanden. Er hats in Gegenwart

dreyer Edlen meines Klosters aufsetzen lassen, und durch eigne Untersertigung bestättigt.

Mamert. Und hätte er's ausposaunt von deines Klosters Thurn, so ist Olivie doch mein! Ich werde sie Frau nennen troz dir, troz allen!

Abt. Gott, dessen Diener ich bin, befiehlt mir in seiner Offenbarung: Wenn dein Bruder fehlt, so ermahne ihn unter vier Augen, hört er dich nicht, so nimm zwey oder drey Zeugen zu dir! Erlaube, daß ich meine zweyte Pflicht erfülle! (er eilte aus dem Gemach, und trat mit drey Brüdern seines Ordens herein.)

Mamert. Schone mich mit der Beschimpfung, die du mir bereitest! Ich stehe wie ein Fels und wanke nicht!

Abt. So nehme ich diese zu Zeugen, daß ich meine Pflicht erfüllt, und schreite, obgleich mit schwerem Herzen, zur dritten und lezten: Wenn du mir nicht dein ritterliches Ehrenwort giebst, Olivien nie zu heyrathen, so erkläre ich dich öffentlich für einen Sünder und Zöllner! Auf meine Erklärung folgt die bischöfliche Exkommunikation, auf diese, wenn sie nach sechs Wochen nicht gelöst wird, die Reichsacht. Wähle nun, denn, wann die Sonne wieder aufgeht, so hast du nicht mehr zu wählen!

Mamert. (bitter lachend) Und ehe sich ihr Lauf nur um eine Spanne verlängert, bin ich mit meinen Reisigen an der Pforte deines Klosters,

vertilge dich mit deinen Brüdern, zerstöre deine Wohnung mit Feuer, keiner soll übrig bleiben, der's dem Bischofe, deinen Vögten und Lehnträgern verkündigen soll. Wähle nun auch, ob du dies erwarten, oder mir die schändliche Schrift einhändigen, mit priesterlichem Worte und Handschlage schwören willst, nie derselben zu gedenken!

Abt. Du verlangst mehr, als ich bewilligen könnte, fände ich auch dein Verbrechen billig. Die Schrift ist nicht in meinen Händen.

Mamert. (wüthend) Wo ist sie? Wer hat sie?

Abt. Der Bischof, auf dessen Befehl ich zu dir kam!

Mamert. Der Bischof? Der meinen Vater beym Kaiser anklagte, auch seine Ehre brandmarken wollte? — — Wer übergab sie ihm?

Abt. Es war des Sterbenden Wille!

Mamert. So geh und verkündige ihm, daß ich dich mit ihm verfluche! vermaledeye! (er zog sein Schwert, und rannte es dem Abte durchs Herz).

Die übrigen flohen, und Mamert stand wie einer, der aus des Himmels schönster Gegend in den schrecklichsten Ort der Hölle herab zu sinken wähnt. Sein erster Gedanke, den er wieder fassen konnte, war Olivie. Er ließ den todten Abt in den Händen seiner erschrockenen Knechte, und sprengte mit geweihtem Blute befleckt nach Oliviens Burg. Oh-

ne ein Wort zu sprechen, nahm er die Erschrockne in seine Arme, befahl den Reisigen ihm zu folgen, und zog mit ihr nach einem seiner festesten Schlösser. Unterwegens entdeckte er ihr alles, und Olivie vergab ihm alles. Wie sie auf der Veste ankamen, so ließ Mamert seinen Kaplan rufen, und ehe die Sonne noch die Thäler beleuchtete, war er schon mit Olivien auf ewig verbunden.

Als unterdessen Mamerts That bekannt wurde, so staunte die ganze Gegend! Man sah vorher, daß der Bischof, vereint mit den übrigen Aebten, die That rügen, daß ein bürgerlicher Krieg entstehen, Brüder gegen Brüder fechten würden. Mamert erwartete dies ebenfalls, er behielt die Bewaffneten bey sich, versammelte täglich mehr, und rüstete sich mitten unter dem Vergnügen der Liebe zu Kampf und Streit. Die Exkommunikation des Bischofes furchte er nicht, und zur Reichsacht, hofte er, würden es die Fürsten und Edlen nicht kommen lassen, weil viele unter ihnen, nach damaliger Sitte, die Klöster neckten, und, wie mein Geschichtschreiber auf vielen Seiten erzählt, sogar Schlösser auf geweihtem Grund und Boden den Geistlichen zum Hohne erbauten. Aber Mamert betrog sich, der Bischof sprach sogleich, als er die Nachricht erhielt, über ihn die stärkste Exkommunikation aus, und legte des alten Zeno Bekenntniß dem eben versammelten Reichsgerichte vor. Die Richter ließen den Grafen vor ihre Schranken fordern, da sie ihm

aber nicht sicheres Geleite versprachen, so erschien er nicht. Ergrimmt über den Spötter der Religion, über den Verächter der ritterlichen Gesetze sprachen sie einstimmig die Reichsoberacht über ihn aus. Das Reichspanier zog nun, vereint mit den bischöflichen Völkern, nach dem Unglücklichen hin, der wie ein Vogel in der Luft von jedem Unedlen, und Knechte ermordet werden konnte.

Am Ende der fünften Woche sah Mamert schon von seiner Warte ihre Fahnen in der Ebne wehen, und sandte ihnen Boten entgegen, um zu hören: ob sie Krieg oder Frieden brächten? Traurig kamen die Abgesandten zurück. Hier, sagten sie, schickt euch der Bischof den Bann. Es schauderte uns, wie sie all die schrecklichen Flüche über euch und uns aussprachen.

Mamert. Und werdet ihr diese Flüche achten? Werdet ihr wegen dem Geschwätze des Pfaffen euern Herrn, der euch redlich Kost und Lohn gab, verlassen?

Einer aus ihnen. Wir würden's nicht, ob es gleich schwer ist, sich nicht nahen zu dürfen dem Gotteshause, zu sterben ohne Sakramente, und begraben zu werden, wie ein Hund. Aber höret das Ende unsrer Botschaft: Die Reichsoberacht ist über euch ausgesprochen!

Mamert. Wie? Ihr seyd hintergangen, betrogen!

Ein andrer. Nein! Wir habens deutlich vernommen! Du hast unredlich gehandelt an Willibalden, du hast zugegeben, daß man ihn auf der geleitfreyen Strasse tödte? Wir können dir nicht mehr dienen! Dein Kopf ist vogelfrey! Nimm's statt Dank für Kost und Lohn, daß wir dich nicht deinen Richtern liefern!

Noch ein andrer. Kannst mit den Räubern und Schnapphähnen Bund machen, die wir sonst unter deiner Fahne bekriegten!

So verliessen sie den erstaunten Grafen, die andern folgten ihnen, und am Abende war seine Veste verlassen von allen, die das Schwert führen konnten.

Mamert sah nun wol, daß er der Gewalt weichen mußte, allein zu streiten nicht vermögend sey. Er nahm sein zitterndes Weib, und floh mit ihr nach dem nahen Walde, der Meilen weit sich hinter der Veste erstreckte.

Anfangs flohen beyde schnell, aber bald vermochte Olivie nicht weiter zu gehen. Mamert trug die Matte nach einer Anhöhe. Dicke Finsterniß herrschte ringsumher! Wölfe heulten, Bäre brummten und Füchse bellten! Olivie schauderte! wie sie weiter eilen wollten, so ward's helle, der Himmel färbte sich, und bald sahen sie deutlich, wie ringsumher die Schlösser brannten! Mamert wühlte vor Wuth und Schmerz im Boden! Olivie rang trostlos die Hände und weinte. Nach und nach bleichte

der brechende Tag die immer höher steigende Flammen, die Sonne gieng vom Rauch und Dampf verdunkelt auf. Mamert lag noch immer sprachlos auf der Erde, sein Weib weckte ihn, und zeigte ihm in der Ferne eine Höhle.

Mamert. Komm, laß uns dahin eilen!

Olivie. (ihm folgend und laut jammernd) Was wird aus uns werden?

Mamert. Was? Weib, hast du nicht sterben gelernt?

Olivie. Willst du mich noch mehr ängstigen?

Mamert. Kann geschehen, denn ich muß dein Ohr an alle Töne gewöhnen! Glaubst du nicht, daß die ganze Rotte sich nun aufmachen wird, um uns auszuspähen?

Olivie. Gott und Marie verhüte es!

Mamert. Und denkst du, daß ich sie erwarten werde?

Olivie. Was willst du also thun?

Mamert. Ich will nicht zusehen, wie sie dich von mir reissen, wohl gar erst vor meinen Augen schänden und dann erst ermorden. Bey Gott, bey allen Heiligen seys geschworen, dies erwarte ich nicht! Knie nieder und bete!

Olivie. (angstvoll) was beginnst du?

Mamert. (mit weggewandtem Gesichte) Mord über dich und mich!

Olivie. Heilige Marie!

Mamert. Hörst du Getöse vom Weiten? Olivie? bereite dich! der Tod aus der Hand deines Gatten muß dir willkommner seyn, als aus der Hand eines ruchlosen Knechtes!

Olivie. (zitternd, bebend und all ihren Muth fassend) Kleinmuth überwältigt deine sonst männliche Seele! laß mich für dich denken und handeln, wenn du zu beyden unfähig bist.

Sie erzählte ihm nun, daß sie, wie sie noch Willibalds Weib war, oft den Bischof gesehen, gesprochen und viele Versicherungen seiner Freundschaft erhalten hätte. Ich will mich, fuhr sie fort, vor seinem Stolze demüthigen, will um Auflösung des Bannes, durch sein Vorwort um Entbindung der Reichsacht bitten. Vielleicht hört er mein Flehen, da seine Wuth gestillt, seine Rache gesättigt ist.

Mamert. Und was weiter?

Olivie. Dann soll eine Hütte uns aufnehmen, dann wollen wir, wenn sie auch deine Güter zur Versöhnung behalten, zufrieden und ruhig in einer Einöde leben. Nur ganz des Glückes der Liebe geniessen, und Pracht und Hoheit vergessen.

Nach langem Kampfe, nach vielen Einwürfen, erweicht von Oliviens schmelzenden Tönen, ganz zur Liebe umgestimmt, die nur auf einige Augenblicke Wuth und Raserey aus seinem Herzen verdrängt hatten, traute endlich Mamert der listigen Schlange, und versprach Olivien so lange in der

Höhle zu harren, bis sie mit Nachrichten zurückkehrte. Er geleitete sie bis an des Waldes Ende! komm bald zurück, rief er ihr nach, sonst tödtet mich Verzweiflung!

Olivie wanderte mit dem festen Vorsatze nach der Strasse, nie wieder zurück zu kehren, den armen, beraubten Mamert seinem Schicksale zu überlassen, und sich, wärs möglich, ein besseres zu suchen. Noch wußte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte, als ein Trupp bischöflicher Völker auf sie stieß, und sie mit Gewalt vor den Bischof führten. Er erkannte sie gleich.

Bischof. Weib des verbannten und geächteten Mamerts! was bringst du mir?

Olivie. Ich komme deine Huld, deine Güte anzuflehen! Was habe ich verschuldet? Was ich verbrochen? Ich bin unschuldig an meines ersten Mannes Tod! Unschuldig an dem Morde des Geweihten! Ich habe den Geächteten verlassen, und will nicht länger mit ihm haushalten!

Bischof. Hast du ihn nicht zu allen verleitet? Ist er nicht deinetwegen ein Mörder?

Olivie. Verdient der Juweel Strafe, der den von seinem Glanze geblendeten zum Diebstahle oder gar zum Mord des Besitzers verleitet?

Bischof. (sie näher betrachtend, und mit wollüstigem Blicke auf ihrer entblößten Brust ruhend) Du suchst und findest gute Entschuldigungen! auch kann dich die Exkommunikation nicht treffen, die Reichs-

acht nicht berühren, wenn du aufrichtig mir des Mörders Aufenthalt entdeckst!

Olivie. Laß mich eben so unschuldig an seinem Tode als an seinem Verbrechen seyn.

Bischof. (schon ganz von Oliviens Reizen besiegt) *) Ehre und Ruhm soll deiner warten. In meinem Pallaste sollst du wohnen, an meiner Tafel sitzen, all meine Schätze dein nennen, wenn du mir diese Bitte gewährst.

Olivie. Du befiehlst, und deine Magd gehorcht: Mamert liegt unfern von hier in einer Waldhöhle verborgen.

Bischof. Kannst du mir diese Höhle nicht näher bestimmen?

Olivie. Wenn man von hier die Strasse nach dem Walde wandelt, so findet man am Anfange des Hains ein Kreuz, tiefer hinein noch eins, dann gerade hinunter einen schrofen Felsen, und an dessen Fuße die Höhle.

Bischof. Wolltest du mir nicht, um der Unschuldigen Blut zu schonen, deine Halsperlen auf einige Stunden borgen, damit meine Reisigen sich als

*) Ich folge getreu meinem Geschichtschreiber, den ich Lügen zu strafen nicht berechtigt bin. Schriebe ich einen Roman, so würde ich Olivien nicht so schnell siegen lassen.

als Boten von dir nennen, und ihn unversehens fangen könnten?

Olivie schwieg, der Bischof lößte die Perlen. Er entfernte sich einige Augenblicke, und kam mit Erfrischungen zurück.

Unterdeß die Treulose mit dem Wollüstigen buhlte, ihm halb sein Verlangen bewilligte, und nur durch kluge Weigerung zu mehrern Versprechen, zur stärkeren Glut anflammte, zog ein Trupp Reiter nach der bezeichneten Höhle hin. Mamert sah sie kommen, und zog sein Schwert. Sie zeigten ihm Oliviens Perlen, und der Leichtgläubige trat voll Vertrauen in ihre Mitte. Drey tödtliche Hiebe streckten ihn zu Boden! Noch lebte, noch athmete er! Noch konnte er sprechen.

Mamert. Um Gottes und Marie willen! Wo ist mein Weib?

Ein Reiter. In unsers Bischofs Händen!

Mamert. Wie gehts ihr? Wer gab euch die betrugvolle Halsschnure?

Der Reiter. Der Bischof, unser Herr! dein Weib befindet sich wohl! Sie nahm eben einen Stärkungstrank, als wir abreißten.

Mamert. Und wer? — Um Gottes Barmherzigkeit willen — Wer verrieth euch meinen Aufenthalt?

Der Reiter. Sie selbst! Traure nicht um

sie! Ihr wirds wohl gehen! unser Bischof ist den schönen Weibern nicht feind!

Mamert. Ha! Männer, gebt mir den Todesstoß! — — Weilt noch einen Augenblick! (er wühlt in seinem Busen) bringt der Treulosen dies Tuch! Es ist mit meinem Blute befleckt! — Sie soll! — — O wenn du Ehre liebst, und deine grauen Haare unbefleckt zur Grube tragen willst, so bringe der Schändlichen meinen Fluch! — Sie hat — — O dies schmeckt bittrer als der Tod! — — Erbarmt euch! tödtet mich! Die Reiter fühlten Mitleid, und tödteten ihn, ehe er verzweifelte. Sie ließen seinen Körper unbegraben den Wölfen zur Beute liegen.

Als der Bischof seinen Tod erfuhr, zog er im Triumphe nach der Stadt. Olivie war unter seinem Gefolge, und wohnte in seiner Burg. Als Menschenfreund will ichs glauben, daß sie im Stillen sich oft ihres Mamerts erinnerte, und ihm in Stunden der Einsamkeit eine Thräne schenkte, aber öffentlich erschien sie in der buntesten Tracht, geschmückt mit ausländischem Putze. Die Aebte, Hofherren, Lehenträger und Pfründner verehrten sie bald als eine Person, durch welche man alles vom Bischofe fordern, und durch deren Vorwort man alles erhalten konnte. Ihr zu Ehren gab der Bischof glänzende Feste, und herrliche Schmäuse. Am Tage ihres Namens speisten einst über neunhundert Edle an seiner Tafel, und der Knechte und Diener-

zahl konnte man gar nicht bestimmen. Olivie wünschte auf einem Thurniere den Preis auszutheilen, und der Bischof gab die Kosten zu dem berühmten Thurniere zu Augspurg her, wo Olivie die Sieger mit ganz güldenen Harnischen, mit Wämser, gestickt mit ächten Perlen, beschenkte.

Durch drey Jahre lebte sie in allen Taumel der Wollust und des Vergnügens. Um solch einen Aufwand zu unterstützen, ihre Launen zu befriedigen, ihren außerordentlichen Hang zur Verschwendung zu sättigen, drückte und preßte der Bischof seine Unterthanen mit immer neuen Auflagen. Die Klagen darüber wurden laut, anfangs hörte sie der Bischof ruhig, da ihm aber, wie es den Dienern der Wollust immer geht, Oliviens Reize nach und nach gleichgültig, bald gar zum Eckel wurden, so nahm er diese Klagen zum Vorwande, und wünschte die Ursache davon zu entfernen. Noch wußte er nicht, wie er seinen Anschlag beginnen und ausführen sollte, als er bey einem Feste eine fremde Dame erblickte, die sein freyes Herz aufs neue fesselte, und Oliviens Gegenwart ganz unerträglich machte. Er ließ ihr also am andern Tage durch seinen Getreuen ein schönes Schloß zum Geschenke anbieten, wenn sie willig weichen, und dort auf immer wohnen wollte. Die verachtete Olivie raßte, sie sprach von Untreue und Rache. Sein Name, sagte sie endlich, soll gebrandmarkt und ein Spott des Pöbels wer-

den. Nach dieser Nachricht gieng der Bischof am Abende mit noch mehrern seiner Getreuen zu Rathe, und weil er von ihrer Wuth alles zu befürchten hatte, so beschloß er, sie mit Gewalt zu entfernen, und irgendwo, ihm zu schaden unvermögend, einzusperren. Seine Getreuen, welche auch ihr eisernes Szepter oft gefühlt hatten, schlugen ihm zum Gefängnisse den Thurm vor, dessen im Mährchen gedacht wird, und von welchem der Bischof als Regent der Stadt, Besitzer war. Der Furchtsame gab den Getreuen volle Macht und Gewalt, sie überfielen Olivien auf ihrem Lager, und führten sie um Mitternachtsstunde auf den Thurm. Der alte Reiter, welcher den armen Mamert tödten half, war unter den Wenigen, die sie führten. Noch hatte er sich aus Furcht, Olivien zu beleidigen, des Sterbenden Auftrags nicht entledigt, izt wollte und konnte ers ohne Gefahr thun: Edle Frau, sagte er, als er sie mit einer Fackel die dunkle Treppe des Thurms hinabführte, ich habe einen Auftrag an euch! Er ist zwar ein wenig von lange her, aber wenn ich izt nicht rede, so muß ich wahrscheinlich ewig schweigen. Hier ist ein Tuch von euerm Gatten, das Blut, mit welchem ihr es durchwebt seht, ist sein Blut! Es quoll aus seinem Herzen, das in der Todesangst euch fluchte. Ich habe lange Anstand genommen, es euch mit diesem schrecklichen Fluche zu überbringen, aber da ihr geweiht seyd, so wird der Fluch eines Geächteten nicht haf-

ten, und sollte er ja haften, so habt ihr izt Zeit, ihn wegzubeten!

Olivie erschrack über des Alten Worte! Sie hatte bisher die schrecklichsten Verwünschungen ausgestossen, nun schwieg sie und Thränen rollten über ihre Wangen. Sie litt's geduldig, wie man sie in eine finstere Höhle sperrte, und die eiserne Thüre verriegelte.

In diesem Thurme saß Olivie ein halbes Jahr. Man brachte ihr anfangs Speisen von der bischöflichen Tafel, als aber ihr Andenken durch neue und erhörte Liebe ganz aus des Bischofs Herz verdrängt wurde, so mußte sie sich mit schlechten Speisen, endlich gar mit Wasser und Brod sättigen. Sie beschwerte sich darüber nie bey ihrem Wärter, sie fastete, betete, und klagte oft, daß ihre beyden Männer ihr erschienen, und sie marterten und quälten. Am St. Jakobsabende, welches der Ermordungstag ihres zweyten Mannes war, bat sie den Wärter flehentlich um einen Geistlichen, er meldete es dem Bischofe, und dieser versprach, ihr am andern Tage einen Vertrauten zu senden, aber Verzweiflung wüthete zu sehr in ihrem Innern, sie konnte den Trost nicht mehr erwarten. Als früh der Wärter mit dem Mönche ins Gefängniß trat, so fand er sie todt. Sie hatte sich an ihren schönen langen Haaren, die sie in lange Zöpfe flochte, aufgehangen. Das mit Blut befleckte Tuch hieng an ihrer Brust, ihr starres Auge schien auch noch im Tode

darauf gerichtet zu seyn. Auf Befehl des Bischofs wurde ihr Körper in dem nämlichen Gefängnisse verscharret. Gleich darauf erzählten sich die Wenigen, denen ihr Tod bewußt war, daß sie umher wandele. Nach dem Tode des Bischofs wurde die Fabel lauter. Man zeichnete zur gottseligen Betrachtung und denen falschen Weibern zum Spiegel ihre Geschichte auf, und verwahrte sie in vielen Archiven. Die Nachkömmlinge schmiedeten endlich das Mährchen, welches ich am Anfange erzählte. Noch pflanzt es sich immer fort, noch erzählen es viele Einwohner der Stadt F — als den dreyzehnten Glaubensartikel ihren Kindern, und die wandernden Handwerksbursche bringen die Abbildung der weißen Frau als ein Wahrzeichen in ihre Heimath zurück.

Selbstmörder aus Ehrgeiz.

Lieutenant K—.

Als der redliche K— sich seinem Ende näherte, rief er sein Weib, seine Tochter vor sein Bette. Ich habe, sagte er, schon vor langen Jahren ein Testament gemacht. Du, treue Gefährtin meiner Tage, bist Erbe meines Vermögens, dessen Verwalter ich bisher war. Ich hatte nichts, als ich dich heyrathete, und ob ich schon dein Heyrathsgut doppelt vermehrte, so kann doch mein abwesender Sohn, meine gegenwärtige Tochter nichts von den Zinsen fordern, die dein Kapital trug. Da ich auf diese Art arme Waisen zurücklasse, so empfehle ich sie ganz deiner Obsorge. Sey — was du allzeit warst — ihre Mutter! Mein Wilhelm hat bisher von mir eine monatliche Zulage zu seiner Gage erhalten. Versage sie ihm auch ferner nicht. Er ist ein guter Junge, und wird dir deine alten Tage versüssen. Noch habe ich auch arme Freunde, sie würden, ohne meine Unterstützung, ihr Brod vor den Thüren suchen müssen. In meinem Schreibpulte findest du ein Verzeichniß desjenigen, was ich ihnen wöchentlich gab. Gieb es ihnen ebenfalls, brich ihnen

nicht ab, sie werden für dich und deine Kinder beten. Die Alte versprach weinend des Greises lezten Willen zu halten und zu erfüllen.

An dir, liebes Lottchen, fuhr er fort, habe ich schon oft einen übernatürlichen Hang zum Geize beobachtet. Ich habe dich deswegen oft, aber wie ich noch in meinen lezten Tagen bemerkt habe, vergebens ermahnt. Kann das Bitten des sterbenden Vaters Eindruck auf dein Herz machen, so hüte dich vor diesem schändlichen Laster. Sparsamkeit ist die Zierde des Weibes, aber Geiz verunstaltet ihre Schönheit. Du hast, ehe ich krank wurde, ein armes Bettelweib die Treppe hinabgeworfen. In der Stunde meines Todes sollte ich dir keine Vorwürfe machen, aber um dein Herz zu rühren, muß ich dir's doch sagen, diese Unbarmherzigkeit war die Ursache meiner Krankheit. Ich härmte mich, ein Kind gezeugt zu haben, das den Namen Mensch entehrt. Gieb mir deine Hand, gelobe mir hier an meinem Sterbebette, dies nie mehr zu thun, und wenn deine Leidenschaft dich irre führt, so denke an deinen Vater, der darum so ruhig und vergnügt sein Ende erwartet, weil er sich so etwas nicht vorzuwerfen hat.

Lottchen gelobte mit vielen Worten, und der Alte entschlief sanft. Die ganze Stadt bedauerte ihn, denn er hatte den meisten Reichen manche Gefälligkeit erzeigt, vielen Armen geholfen, keinem

eine Gabe versagt. Seiner Leiche folgten alle, und sein Grab wurde mit vielen Thränen benezt.

Seine hinterlaßne Wittwe zählte schon sechs und sechzig Jahre. Ein schon von lange her beschädigter Fuß verhinderte sie, das Hauswesen zu besorgen. Nach ihres Mannes Tode vertraute sie es ganz ihrer Tochter, und hütete oft ganze Wochen das Bette, weil ihres Mannes Verlust sie kränkte, der Harm an ihrem Leben nagte, und ihr Schmerz am Fuße sich täglich mehrte. Ihre einzige Beschäftigung war das Gebet. Wenn der Sonnabend kam, so zählte sie allemal das Geld für die armen Anverwandten ihres Mannes auf.

Lottchen strich's ein, aber — man denke sich die grausame Seele des Mädchens! — sie verwahrte es in ihrer Schatoulle, und jagte die Bittenden fort. So hat der Redliche, sagten diese, in seinem Testamente unsrer nicht gedacht? Nein! antwortete Lottchen! Auch mündlich nichts verordnet? Nein! erwiederte die Grausame, und die Armen giengen weinend fort, suchten bald darauf ihr Brod vor andern Thüren.

Auf der Mutter Befehl berichtete Lottchen den Tod des Vaters ihrem Bruder, welcher zu L — im Y — als Lieutenant diente. Die gutherzige Alte vermehrte die Zulage, welche ihm sonst der Vater sandte, aber da das Geld durch Lottchens Hände gieng, so unterschlug sie es, und schrieb dem armen Jüngling im Namen der Mutter, daß sie

ihm izt nichts mehr schicken, und er, nach dem Beyspiel vieler andern Offiziere, schon von seiner Gage leben könne.

Lieutenant K — rang eben so sehr nach Ehre, wie seine Schwester nach Gelde. Er war, wegen seiner besonders guten Aufführung in seinem Standquartiere angesehn und beliebt. Er war bisher der Theilnehmrr jeder Lustbarkeit, die allzeit mit Ausgaben verknüpft ist. Er gab einigen braven Leuten aus seiner Kompagnie Zulage, und machte — damit ich mich doch auch einmal eines Modeworts bediene — in der galanten Welt eine große Figur.

Er kannte seiner Schwester Geiz, und wähnte sogleich, daß sie die einzige Ursache sey, warum die Mutter ihm das Wenige von ihrem Ueberflusse versagte. Er schrieb daher einen dringenden Brief an sie, stellte ihr das Unrecht vor, und hofte von der Wirkung dieses Briefes alles, aber der Brief fiel ganz natürlich in Lottchens Hände, und die Unbarmherzige las der betrogenen Alten den Dank ihres Sohnes für das überschickte Geld daraus vor.

So lange Lieutenant K — auf Antwort hofte, verschwieg er sein Unglück ganz. Er versezte seine entbehrlichen kleinen Kostbarkeiten, und wie diese nicht mehr zureichten, so aß er im Stillen trocknes Brod, damit er nur seine einmal angefangene Rolle vor der Welt fortspielen konnte. Wie aber viele Monate, ohne Antwort auf fünf Briefe zu erhalten, verflossen waren, und seine Einschrän-

kung nicht mehr zureichte, so entdeckte er sich seinem Obristen, und bat diesen um ein Vorwort bey seiner Mutter. Dieser fand des Lieutenants Bitte billig, und schrieb mit erstem Posttage an sie. Ihr Sohn, berichtete er ihr, ist einer der besten Offiziere meines Regiments. Sie verhindern ihn an seinem Glücke, wenn sie ihn zu sehr einschränken, und haben es einst zu verantworten.

Lieutenant K — hoffte nun sicher auf die Aenderung seines Schicksals, aber er betrog sich, denn der Brief fiel auch Lottchen in die Hände, und diese verbarg ihn ganz vor der Mutter Augen.

Wie die Zeit verflossen war, daß Antwort kommen sollte, und doch keine kam, so hätte er gerne Urlaub genommen, und wäre selbst nach Hause gereist, um zu erforschen, was seiner Mutter Herz so sehr gegen sein Bitten, sogar gegen die Vorstellung des Obristen stählte. Da er aber über hundert Meilen von seiner Geburtsstadt entfernt war, kein Geld zu dieser Reise hatte, so mußte er diesen Gedanken unterdrücken, und rang nach andern Mitteln.

Es war ihm unerträglich, daß er izt schon manche partie de plaisir ausschlagen mußte, und wie er hörte, daß man schon überall nach der Ursache forschte; warum er nicht mehr in Gesellschaften, nicht mehr am Spieltische der Damen erschiene? so war er der Verzweiflung nahe. Aendert meine Mutter nicht bald mein Schicksal, sagte er zu sei-

nem innigsten Freunde, so werde ich es ändern. Sein Freund suchte ihn zu trösten, und unter andern begreiflich zu machen, daß seine Briefe wohl alle könnten verloren gegangen seyn. Gut, sagte K —, so will ich dann noch harren, will noch zwölf Briefe, keinen mehr und weniger, an meine Mutter schreiben, aber antwortet sie dann nicht, so soll sie ihrem Sohn nie mehr antworten können.

Schon hatte das unmenschliche Lottchen sechse von diesen Briefen ungelesen verbrannt, und noch vier andere, also in allen zehne an der Zahl, hatte der leidende Bruder schon abgeschickt, als ihn sein Obrister rufen ließ. Hören sie einmal, sagte der Obriste, als er eintrat, ihre Frau Mutter muß entweder eine sehr unhöfliche Frau seyn, oder sie müssen mich in Ansehung ihrer Glücksumstände mit Unwahrheiten berichtet haben. Es sind bereits vier Monate verflossen, und sie beantwortet mir nicht einmal meinen Brief. Sie haben mich einer wirklichen Sottise ausgesezt.

Lieutenant K —. Wider meinen Willen, Herr Obrister! Hätte ich glauben können, daß meine Mutter aufhören würde, sich ihres Sohns zu erinnern, so würde ich mich nie unterstanden haben, sie um ihr Vorwort zu bitten.

Obrister. Aber was kann sie denn abhalten, mir zu antworten? Ist sie krank? tod?

Lieutenant K —. Ich muß mich schämen,

daß ich keine dieser Fragen beantworten kann. Ich habe ebenfalls noch keinen Brief erhalten.

Obrister. Wenn wir's beym Lichte betrachten, so wird der Herr Sohn wohl selbst daran Schuld seyn. Die Mutter wird nichts zu antworten wissen, denn sie wird nichts zu schicken haben. Daß ihr Herren so gerne Wind macht. Anfangs Hui, und am Ende Pfui! Alles fragt in Gesellschaften nach ihnen, und alles macht Glossen über sie! Hätten sie nie großgethan, so würden sie izt nicht klein scheinen! Gestern sind auch zwey Mann von ihrer Kompagnie desertirt, und wie mich der Kapitain versichert, bloß wegen ihnen!

Lieut. K—. Wegen mir?

Obrist. Ja, wegen ihnen! Sie gaben den Leuten sonst Zulage, izt konnten sie ihr Wort nicht mehr halten, und die Kerls giengen, des Wohllebens gewohnt, auf und davon. Ich weiß nicht, wie's der Proprietair nehmen wird, wenn ich ihm dies alles berichte, wie ich es denn auch berichten muß. Wie gesagt! Zu viel Stolz! Zu viel Wind! —— Gehen sie nur!

Lieutenant K— eilte, ohne ein Wort zu reden, nach Hause. Sein guter, sonst so willkommner Freund, begegnete ihm unterwegens. Er beantwortete seine Frage nicht, und dankte nicht einmal seinem Gruße. Zu Hause schrieb K— eine halbe Stunde, und eilte dann mit zwey Briefen zum Obristen. Sie haben, sagte er zu diesem, an mei-

ner Muteer Glücksumständen, und folglich an meinem Worte gezweifelt. Um sie von beyden zu überzeugen, so bitte ich sie bey ihrer Ehre, diese zwey Briefe durch eine sichere Gelegenheit an meine Mutter zu überschicken. Sie werden vielleicht Bekannte in meiner Vaterstadt haben, machen sie, daß einer von diesen die Briefe meiner Mutter selbst einhändigt, und sie werden hören, daß Lieutenant K — nicht gelogen hat. Ich habe übrigens aus ihrer Erzählung vernommen, daß ich ein Hohngelächter, ein Gespötte, ein Mährchen der ganzen Stadt bin, und bin also gezwungen, mir Satisfaktion zu nehmen.

Obrist. So werden sie mit der ganzen Stadt duelliren müssen.

Lieutenant K — machte ein stummes Kompliment und gieng. Die Glocke hatte eben eilfe geschlagen, um 12 Uhr raportirte der Adjutant dem Obristen, daß sich Lieutenant K — auf seinem Zimmer erschossen habe.

Der Obriste erschrack heftig, nannte sich die Ursache seines Todes, und eilte nach des Lieutenants Wohnung. Er fand ihn tod auf seinem Bette. Die Kugel war durchs Herz gegangen. Sein Auge war geschlossen, und seine Miene glich der Miene des sanft Entschlafnen. Der Obriste bat den Todten mit Thränen um Verzeihung, und befahl ihn anständig zu beerdigen. Als er nach Hause kam, ließ er einige Offiziers rufen, und erdfnete

in ihrer Gegenwart die zwey Briefe, welche ihm der Ausgelittne anvertraut hatte. Der erste war an seine Mutter:

Meine Mutter!

Seit dem Tode meines Vaters habe ich schon sechszehn Briefe an Sie abgeschickt, und auf alle diese Briefe keine Antwort erhalten. Ich habe geweint, gebeten, um Gottes und meines Erlösers willen gefleht, und man hat meine Thränen verachtet, mein Bitten und Flehen nicht gehört! Kann ein Weib ihres Kindes vergessen? Sie kanns, will ich sagen, wenn ich vor Gottes Throne hintrete, und er mich fragt: Warum ich ungerufen erscheine? — — — Dieser Brief bedarf keiner Antwort mehr! ich habe ihn in der lezten Stunde meines Lebens geschrieben, wenn sie ihn erhalten, so modere ich schon. Ich muß, Mutter, ich muß sterben! Meine Ehre ist äußerst gekränkt! Ich bin das Hohngelächter der Stadt geworden. Man hat mich einen Lügner, einen Prahler gescholten! — — O meine arme! O meine betrogene Mutter! Ich fühls, mein Herz sagt mir's, sie sind an allen meinem Unglücke unschuldig! Meine Briefe sind unterschlagen, sind ihren mütterlichen Augen verborgen worden. Wie könnten Sie, die Güte, die Sanftmuth selbst, ihrem einzigen, ihrem geliebten Sohne einige elende Gulden versagen? Den lezten Bissen will ich mit dir theilen! Wenn dir etwas mangelt, so schreibe an mich, sagten sie, als sie

mich die Treppe hinunter zum Wagen führten. Noch an der Ecke der Gasse sah ich ihr Auge in Thränen glänzen, und ihre Hände für mich zu Gott empor heben. Diese Worte, diese Thränen, dieser Segen sollte Heucheley, Verstellung gewesen seyn? Nein! Nein! Sie sind hintergangen, sie sind betrogen? Sie erfahren ihres Sohnes Leiden erst mit seinem Tode! O schrecklich für mich! schrecklich für sie! Aber ich muß! Es nagt, es kämpft in meinem Innersten! — — Ich spreche sie vor der ganzen Welt frey von der Ursache meines Todes, auch bey Gott will, kann ich sie nicht anklagen, denn sie sind meine Mutter! — — — —

Um drey Viertel auf 11 Uhr.

Für mich ist keine Rettung! keine Hilfe! die Pistolen sind geladen! Ich sterbe! Ein Leben ohne Ehre schmeckt bittrer als der Tod selbst. Ich bin keinen Pfennig schuldig. Hätte ich Schulden gemacht, so würde ich als ein Betrüger aus der Welt gehen! Leben sie wohl, theure Mutter! Tausend Dank für alle Wohlthaten, die sie mir so oft erzeigten! Tausend Dank für jedes Stückchen Brod, das sie mir immer, wider den Willen meines guten Vaters, mit Honig bestrichen, und das ich oft unter ihrer Schürze verbarg, wenn er unversehens hereintrat. Ich erinnere mich dessen noch gut, und danke ihnen noch einmal dafür! Sie sind überredt, sie sind betrogen worden! Aber weh dem Betrüger,

nicht

nicht allein meine Flüche, mein Leben, auch ihr Angstgeschrey, ihre Thränen wird er zu verantworten haben! Geben sie den Armen, daß sie für mich beten, geben sie reichlich, daß ich dort nicht eben so unglücklich werde, wie ich es hier bin! Beten auch sie für mich! Ich küsse tausendmal ihre mütterliche Hand! Gott erbarme sich ihres unglücklichen Sohns.

Heinrich K —.

N. S. Meine Mutter ist ganz unschuldig an meinem Tode. Dieses bestättige ich nochmals, und sterbe mit dieser Ueberzeugung.

Heinrich K —.

Der andere war an seine Schwester:

Ich habe lange nachgedacht, schrieb er, lange überlegt, ich wollte in der Stunde meines Todes keinem Unrecht thun! Aber dein unersättlicher Geiz hat dich verrathen! Du bist die Ursache meines Todes! Du hast alle meine Briefe unterschlagen, oder du hast meiner Mutter Herz von mir abgewandt! Weh dir! Dein Bruder stirbt, und er wird dich dort als seine Mörderin anklagen! Die Nachricht meines Todes wird der guten Mutter Leben verkürzen, und dein Wunsch, den du so oft gegen mich äußertest, ist erfüllt. Du wirst im kurzen Erbin des ganzen Vermögens seyn! Aber sein Genuß soll dir bittrer als der Tod selbst schmecken. Wenn du

hintrittst vor den vollen Kasten, ihn begierig aufreissest, deine Schätze zählen willst, so will ich vor dich hintreten, dir mein blutendes Herz zeigen, und Rach über dich rufen! Grausame! Unmenschliche Schwester! Dir kanns nie auf Erden wohlgehen, und dort, wo ich in einer Stunde hingehe, dort kannst du nicht verantworten, was du nur mir thatst. — — —

Sollte ich mich doch irren, solltest du doch unschuldig seyn, so verzeih mir, aber Fluch treffe dich, wenns wahr ist, was mein Herz mir sagt.

Heinrich K —.

Man beschloß der armen Mutter ihres Sohnes Briefe zu schicken. Damit sie aber sicher in ihre Hände kämen, so schrieb der Obriste an den Kommendanten der Stadt, in welcher sie wohnte, schloß die Briefe ein, und berichtete ihm des Unglücklichen Ende. Der Kommendant kannte die Frau K — schon von lange her, ließ ihren Arzt rufen, und trug ihm auf, ihr die schreckliche Nachricht mit aller möglichen Vorsicht zu hinterbringen. Der Arzt vollzog den Willen des Kommendanten. Frau K — hatte nach einigen Wochen zum erstenmale wieder das Bette verlassen, sie saß in einem Lehnstuhle, und fragte eben kummervoll ihre Tochter: ob denn mit der heutigen Post kein Brief von ihrem Heinrich eingetroffen sey? Der Arzt ergriff diese Gelegenheit, und erzählte ihr nach vielen Vorbereitungen das traurige Ende ihres Sohnes. Sie staunte

vor sich hin, weinte nicht, sprach nicht. Getäuscht von dieser äußerlichen Ruhe fieng er an ihr des Unglücklichen lezten Brief vorzulesen. Als er auf die Worte kam: Kann ein Weib ihres Kindes vergessen, so sank die gute Alte ohnmächtig vom Stuhle. Man sprang hinzu, und der Arzt fand sie tod. Sie war hinüber gegangen, um's ihrem Sohne selbst zu sagen, daß sie ihn nie vergessen, ihn stets in ihrem mütterlichen Herzen getragen habe.

Bey der Mutter Leiche las nun der Arzt auch der Schwester des Bruders Brief vor. Aber sie läugnete je einen Brief erhalten zu haben, nannte kühn den Todten einen Muttermörder, und war nun Erbin des grossen Vermögens.

Eh noch das halbe Trauerjahr verflossen war, heyrathete die Unmenschliche einen braven, geschickten Advokaten, der, geblendet von ihrem großen Vermögen, sich in ihren Armen ein ruhiges, reizendes Leben versprach. Aber qualvoll waren die Tage, die er mit ihr durchlebte. Jeder Bissen, den er aß, war mit ihren Vorwürfen gewürzt. Im zweyten Jahre starb er ganz entkräftet, und dankte auf seinem Todtenbette Gott, daß er ihn von diesem Ungeheuer befreye. Lottchen heyrathete bald darauf wieder, und gieng im dritten Jahre aufs neue hinter ihres Mannes Leiche. Nun war aber ihr unersättlicher Geiz, ihr schlechter Charakter der gan-

zen Stadt bekannt, sie wartete vergebens auf einen neuen Freyer, und war gezwungen, sich selbst einen zu suchen. Vielen ließ sie ihre Hand antragen, und viele verwarfen sie mit Abscheu. Der sinnlichen Wollust ganz ergeben, — denn wie konnte solch ein Ungeheuer Liebe fühlen — wurde sie endlich mit einem jungen Menschen bekannt, dessen Name in der ganzen Stadt eben so berüchtigt, wie der ihrige war. Sie nahm ihn ihr Haus, und man sprach schon laut, daß sie ihn ehligen würde. Aber Gott hatte ihn zu ihrer Strafe gesandt. Noch vor der Hochzeit schlug er sie einst so erbärmlich, daß sie durch drey Wochen das Bette hüten mußte. Kaum hatte sie ihr Krankenlager verlassen, so warf er sie in einem neuen Zanke die Treppe hinunter, und nach fünf Wochen starb sie.

Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet!

Ein Opfer der Wollust.

Rosine L —.

Graf M —, einer der ersten Wollüstlinge unsers wollustvollen Jahrhunderts, gieng einst an den Ufern der D — spatzieren. Er suchte Raub und fand

ihn. Ein Frauenzimmer, blaß wie die schmachtende Rose, aber schön wie die leidende Madonna, sprach ihn verschämt und leise um ein Allmosen an. Mit dem Blicke des Wolfs, welcher die Hunde schlafend, und die Schaafe wehrlos antrift, durchforschte er die Unschuldige, welche mit niedergeschlagenem Auge vor ihm stand und zitternd eine Gabe erwartete.

Graf M. Wo wohnen sie, schöne Mamsell?

Sie gieng fort. Eine Thräne, die schon lange in ihrem Auge zitterte, floß die Wange herab.

Graf M. Wo eilen sie hin? Warum weinen sie?

Das Frauenzimmer. Weil ich mich in ihnen betrogen habe! Ich suchte eine großmüthige Seele, und fand sie nicht.

Graf M. Ich will dir helfen, dich retten, aber ich verlange von dir —

Das Frauenz. Verlangen sie nichts, denn ich kann nichts gewähren. Wäre ich nicht so äußerst arm — —

Graf M. Arm? O sie besitzen unermeßliche Reichthümer, außerordentliche Schätze, und wenn es ihnen gefällig ist, so will ich Käufer seyn.

Das Frauenz. Ich verstehe sie ganz, gnädiger Herr! und — —

Graf M. Wohl uns, wenn wir uns verstehen. Ein Kuß von ihnen —

Das Frauenz. Ich bin verheyrathet!

Graf M. Das hindert unsern Handel nicht! Des Mannes Schuldigkeit ist, sein Weib zu ernähren, erfüllt er diese Pflicht nicht, so hört er auf, Mann zu seyn.

Das Frauenz. Er ist krank, gnädiger Herr, er ist dem Tode nahe! Ein gutherziger Doktor verschrieb mir dieses Rezept, aber ich kann keinen gutherzigen Apotheker finden, der mir's umsonst machte. Ich bettle heute zum erstenmale, ich habe den Anfang bey ihnen gemacht, und ich muß solche Kränkungen erfahren. Erbarmen sie sich meiner, erbarmen sie sich des Aermsten unter den Sterblichen, der, entblößt von aller Hülfe, matt und krank nach Hülfe lechzt, sie von mir fordert, und — — (Thränen hemmten ihre Sprache)

Graf M. Lieben sie denn ihren Mann so heftig, so stark?

Das Frauenz. O gnädiger Herr, wenn ich ihn nicht liebte, würde ich mich wohl gleich einer leichtfertigen Dirne behandeln, oder doch wenigstens als eine solche betrachten lassen? Doch vergeben sey ihnen alles, kein Seufzer soll sie bey Gott anklagen, wenn sie nur diesmal den Geliebten meines Herzens retten. Um ihn zu stärken, muß ich einen halben Gulden haben, erhalte ich dies Geld von ihnen, so ersparen sie mir tausend Thränen, die meine Schamhaftigkeit mich weinen heißt, ehe ich wieder Muth fasse, einen andern um Hülfe anzusprechen.

Graf M. (zog eine Goldbörse heraus, suchte lange, um die Augen der Aermsten zu blenden, und reichte ihr, indem er ihr wollustathmend die Wange streichelte, einen Gulden.)

Gottes reichsten Segen! stammelte die Entzückte, und eilte auf Flügeln der Liebe nach der Stadt. Graf M — folgte ihr. Sie ließ in einer Apotheke die Medizin bereiten, und eilte nun mit doppeltem Schritte nach ihrer Wohnung. Wie M — diese wußte, eilte er zu einer der berühmtesten Kupplerinnen. Durch dieser Hülfe hatte er schon oft seine Absichten erreicht, und vieler Verführten Unschuld gemordet, sie sollte nun auch an der Unbekannten ihre Kunst beweisen, und, koste es auch Tausende, sie ihm zum Opfer bringen. Die Elende versprachs, und Graf M — s Einbildungskraft wurde noch mehr erhizt. Als er Abends in seinem weichen Bette lag, zogen die Bilder der Wollust vor ihm vorüber. Er schlief ein, und genoß im Traume, was er nun wachend mit stärkerer Begierde heischte.

Die Kupplerin erstattete Bericht, und aus diesem erfuhr Graf M — folgendes:

Fräulein Rosine von G —, so hieß das schöne Frauenzimmer, verliebte sich in ihren Hofmeister, welcher der Sohn eines Bauers, aber ein schöner, empfindsamer, guter und edler Junge war. Sie liebte ihn gränzenlos, und er lebte in ihrem Blicke, webte in ihrer Miene. Da Rosine den Stolz ihres Vaters kannte, und fest überzeugt war, daß Frie-

drich nie ihr Gatte werden konnte, so beschloß sie, mit ihm zu entfliehen, und in irgend einem Winkel der Erde verborgen, aber geliebt von dem Einzigen ihrer Seele zu leben. Beyde führten diesen Plan aus, aber beyde waren zu unerfahren, um die Folgen desselben voraus zu sehen. Ihr einziger und stärkster Wunsch wurde befriedigt, ein gutherziger Geistlicher kopulirte sie, und nun zogen sie weit von ihrem Vaterlande, nach der Hauptstadt — s, wo Friedrich Brod und Unterhalt zu finden hofte. Schon war ihr weniges Geld ausgegeben, schon hatten sie sich von allem Entbehrlichen entblößt, als Friedrich aus Kummer, daß er seiner Rosine Liebe nicht besser lohnen konnte, krank wurde. Ein abzehrendes Fieber nagte an seinem Körper, und der schöne Jüngling glich einem Todtengerippe. Rosine verkaufte, was sie hatte, Rosine mußte betteln gehen, und — man denke sich die schreckliche Lage der Aermsten — Rosine war schwanger.

Der zügellose Wollüstling ist das gefährlichste, schädlichste Glied eines Staates, der ihn nie schützen, nie dulden, stets mit dem Rachschwerte des Mörders verfolgen sollte. Seine Absicht zu erreichen, spottet er der Menschheit, lacht über die Thräne, welche die Armuth zu seinen Füssen weint. Religion ist sein Deckmantel, unter welchem er oft die Unschuld verborgen würgt. Der Tempel des Ewigen wird durch ihn entweiht, und wo Menschen ihren Schöpfer anrufen, wo Christen ihrem Erlöser dan-

ken, dort labt er seine Sinne, und brütet über Plane, die entschleyerte Unschuld zu fangen. Er stiehlt, damit er die Diener seiner Unzucht bezahlen, er mordet, damit er die schutzlose Unschuld rauben kann. Von dem Geizigen hast du Unbarmherzigkeit, von dem Neider Verfolgung, von dem Stolzen Verachtung, von dem Mörder Tod, aber von dem Wollüstling alles dieses zu erwarten.

Diese ausgemachte Wahrheit erfuhr die arme Rosine. Der Bösewicht freute sich über ihr Elend, und jauchzte über die Krankheit ihres Allgeliebten. Sie muß mein werden, oder ich verzweifle, sagte er. Sie solls werden, antwortete die Kupplerinn, oder ich gebe meine Kunst verloren, will nie mehr ihr Haus betreten.

Nach langen verworfenen Planen wurde endlich beschlossen, daß man der armen Rosine Geld leihen, und wenn sie nach einem kurzen Termine nicht zahlen könnte, ins Gefängniß setzen wollte. Dann wird sie schon kirre werden, sagte die alte Vettel.

Jud David, ein getreuer Unterhändler, oft schon der Ausführer manches verruchten Planes, wurde gerufen, unterrichtet, und gieng nun hin zu Rosinen, um ihr Fallstricke zu legen. Er fand sie kniend vor ihres Geliebten Bette, die Arzney hatte den Entkräfteten gestärkt, er fühlte sich leichter und besser.

Jud David. Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich mich zu ihnen eindränge. Ich bin ein Jude,

aber schon lange bekannt in diesem Hause, ich habe so allerhand von ihrem Unglücke gehört, und wünschte, ihnen zu helfen.

Rosine. O guter Mann, wenn sie das könnten?

Jud David. Warum nicht? Die gnädige Frau können doch sticken oder nähen?

Rosine. Beydes, und wie ich glaube, beydes nicht übel!

Jud David. Nun so ist uns ja schon geholfen. Ich handle viel mit gestickter Waare, wollen sie fleißig arbeiten, so sollen sie stets Verdienst und ehrliches Auskommen haben.

Rosine. Wäre es möglich, könnte ich am Rande der Verzweiflung noch Hülfe hoffen?

Jud David. Hier bring ich ihnen etwas zur Probe! (Er gab ihr eine Weste zu sticken, und beschrieb ihr, wie ers haben wolle) haben sie dieses geendigt, so erhalten sie zwey Dukaten, und wieder eine neue Arbeit!

Rosine. Tausend Dank! ehrlicher, rechtschaffner Mann!

Friedrich. Gottes des Allmächtigen Lohn! unbekannter Menschenfreund!

Jud David. Aber sie sind, wie ich sehe, von allem Nothwendigen entblößt, ihr Herr Liebster ist krank, und Krankheit verursacht manche Ausgabe. Lieber ganz als halb, ist mein Wahlspruch. Ich will ihnen einen Vorschuß geben, will ihnen auch zweyhundert Gulden borgen!

Rosine. Wie wären wir im Stande je dies Geld wieder zurückzuzahlen?

Jud David. Wie? Auf die leichteste und beste Art. Ich zahle ihnen den Lohn für ihre Arbeit nur halb, die andere Hälfte wird an der Schuld abgerechnet.

Rosine. Wenn's so ist, und sie's uns auf diese Art, mit dieser Bedingung leihen wollen, so würden sie sich freilich zwey Unglückliche auf ewig verbinden, und — —

Jud David. Stille! Stille! Was Recht ist, lobt Gott! Hier haben sie zweyhundert Gulden! (er zählte das Geld auf) und hier unterschreiben sie mir nur zu meiner Sicherheit und wegen Leben und Tod diesen kleinen Wechsel, er lautet zwar: Auf jedesmaliges Begehren, aber dies ist so der Styl bey uns, wenn wir keine Frist bestimmen können.

Rosine unterschrieb, geblendet von dem Gelde, den Wechsel, kaufte sich noch am nämlichen Tage viele und nothwendige Sachen. Labte und stärkte ihren Mann, arbeitete nebenbey, aber mit möglichem Eifer an ihrer Stickerey. Der Jude besuchte sie oft, bat sie dringend, sich dies und jenes zu kaufen, und forschte stets nach: wie viel sie noch am Gelde vorräthig hätten? Als er hörte, daß die armen Betrognen nur noch vierzig Gulden übrig hatten, besuchte er sie einige Tage nicht.

Friedrichs Kummer war durch des Juden Hülfe gemindert worden. Sein Körper empfand bald diese wohlthätige Linderung. Er konnte schon manche Stunde das Bette verlassen, schon an Rosinens Nährahm sitzen, und ihr die Nadel einfädeln, oder den Schweiß abtrocknen, wenn sie zu emsig, zu anhaltend arbeitete. Rosinens Freude darüber war ohne Gränzen. Gott gebe dir nur deine vollkommene Gesundheit, und mir stets Arbeit, so wollen wir vergnügt und glücklich leben. Ich will mich in deiner Liebe glücklicher als eine Königin dünken, und der Reichsten Schicksal nicht beneiden!

Die Weste war eben fertig, als ein unbekannter Jude in ihr Zimmer trat.

Der Jude. Habe ich nicht die Ehre mit Frau Rosine L — zu sprechen.

Rosine. Ja, mein Herr, so heisse ich.

Der Jude. Und diese Unterschrift hier (er zeigte ihr einen Wechsel) ist doch ihre eigene?

Rosine. Ja, ebenfalls!

Der Jude. So werden sie also die Güte haben, mir diesen Wechsel auszuzahlen, er ist, wie sie sehen, an mich zipirt, und, wie sie selbst wissen, auf jedesmaliges Begehren ausgestellt.

Friedrich suchte nun dem Juden begreiflich zu machen, daß seine Frau den Wechsel mit einer ganz andern Bedingung unterschrieben, aber der Jude behauptete, daß in dem Wechsel kein Wort davon stünde, daß er sich an Schwarz auf Weiß halte,

und Seine Bezahlung verlange. Sie haben bis heute Abends Zeit, finden sie bis dahin ein Mittel, so werde ich wieder kommen, damit ich sie aber sicher treffe, so bleibt unterdessen dieser Herr vor ihrer Thüre. Er öffnete solche, und ein Polizeydiener stand an der Schwelle derselben. Der Jude gieng, und Rosine sank ihrem Mann ohnmächtig in die Arme. Wie sie wieder denken und empfinden konnte, wollte sie den gutherzigen David aufsuchen, aber die Wache ließ sie nicht aus dem Zimmer. Friedrich sammelte alle seine Kräfte, um ihr Vorhaben auszuführen, die Wache ließ ihn auch willig gehen, aber er wars nicht vermögend; schon an der Hausthüre mußte er wieder umkehren. Ein heftiges Fieber ergriff ihn und wie der Jude ins Zimmer trat, so phantasirte er schon. Rosine sank zu des Juden Füssen hin. Erbarmen sie sich meiner, sagte sie, bezahlen kann ich izt nicht, aber ich will das Geld abarbeiten, wills nach und nach zahlen, wie ichs mit meinem Gläubiger ausgemacht habe.

Der Jude. Sie können also nicht zahlen? So werden sie ins Gefängniß wandern müssen. Hier habe ich schon den Verhaftsbefehl.

Rosine. Um Gottes willen! Ich soll meinen Mann verlassen, dessen Fieber mit grösserer Stärke zurückgekehrt ist, der ohne meine Hülfe ein Raub des Todes wird.

Der Jude. Ich will schon für ihn sorgen. Er soll auch heute in ein Spital kommen.

Rosine. Mein Friedrich ins Spital?

Der Jude. Warum nicht? Oder soll er hier verschmachten, verhungern?

Rosine. Und ich ins Gefängniß? Ich, die ich schwanger bin, jeden Tag die Geburtsstunde meines Kindes erwarte? Kann sie denn dies auch nicht rühren? Erbarmet man sich doch des trächtigen Viehes, warum denn nicht auch der schwangern Frau?

Jude. Das hätten sie eher bedenken sollen. Ich kann für den ganzen Handel nichts. Ich habe den Wechsel eingehandelt, kann mein Recht nicht verschlafen! (zum Polizeydiener) Hier haben sie einen Befehl, erfüllen sie ihn.

Rosine warf sich auf ihres Mannes Bette, und der Unbarmherzige riß sie mit Gewalt aus seinen Armen, die der Kranke, unwissend, was man ihm entreissen wollte, fest um sie geschlungen hatte. Den dritten Tag gebar sie im Gefängnisse einen schönen, holden Knaben. Der arme Junge sog der Mutter Leiden in sich, und starb bald darauf.

Eine wohlthätige Dame schickte, nach Aussage des Wärters, Rosinen alle Tage die herrlichsten Speisen, sie aß wenig davon, gab die Hälfte dem Wärter, damit er die andere Hälfte ihrem kranken Manne überbringen sollte, den der Herr des Hau-

ses, wo er gewohnt hatte, wirklich gleich ins Spital bringen ließ.

Schon waren fünf Wochen verflossen, als ihr der Wärter einen Zettel von ihrem Manne überbrachte. „Der Doktor, schrieb er ihr, hat mir eben meinen Tod angekündigt. Ich werde nach seiner Aussage, die Sonne nicht mehr aufgehen sehen. Ich würde ruhig sterben, wenn ich dich nur aus dem Gefängnisse erlöset wüßte, dich noch einmal sehen, nur eine Minute an dies brennende Herz drücken könnte. Aber da dies nicht geschehen wird, nicht geschehen kann, so werde ich in der Todesangst der Stunde fluchen, in der ich dich sah, und mich selbst vermaledeien, weil ich das beste Kind seinen Eltern entführte. Schreibe an sie, wenn ich todt bin, vielleicht erbarmen sie sich deiner. Verlaß aber diese Stadt ja nicht, wenn du nicht vorher den Gebeinen des unglücklichen Friedrichs ein Lebewohl gesagt hast.“

Rosine wimmerte als sie diesen Brief las, ihre Augen konnten nicht weinen, aber die Thränen strömten nach dem Herzen, und kochten in der Brust.

Der bestochene Wärter hatte Rosinens Zustand der alten Kupplerin hinterbracht. Sie hielte dies für einen glücklichen Zeitpunkt, und trat nach einer halben Stunde in den Kerker. Madame, sagte sie zur betenden Rosine, ich habe ihr Unglück gehört, und komme sie zu retten. Graf M — hat sie neu-

lich gesehen, er liebt sie von diesem Augenblicke an heftig. Wollen sie seine Wünsche erhören, diesen Abend bey ihm soupiren, so habe ich Befehl, ihre Schuld zu bezahlen, und sie nebenbey zu versichern, daß es ihnen nie an irgend etwas mangeln soll! — — — Sie antworten mir nicht?

Rosine. (sich in die Höhe richtend) Ich nehme ihren Vorschlag an, aber vorher müssen sie mir eine Bitte gewähren.

Die Kupplerin. Reden sie!

Rosine. Mein Mann muß, nach Aussage des Doktors, sterben. Ihn will ich vorher sehen, seine Augen zudrücken, und bin ich meiner Pflicht entledigt, will ich folgen, wohin sie mich führen.

Die Kupplerin gewährte Rosinens Bitte, deponirte das Geld, und eilte nun der Fliehenden nach. Wie sie an die Thüre der Krankenstube kamen, so trug man eben einen Todten heraus. Es war Friedrich. Rosine erkannte ihn. Sie umfaßte den kalten Körper und benezte sein bleiches Gesicht mit Thränen. Du hast ausgerungen, schrie sie, aber ich! — — Sind sie vielleicht des Verstorbenen Frau? fragte nun ein Träger. Er läßt sie tausendmal grüssen, und bitten, ihm auch im Tode treu zu bleiben. Ich will halten, was er bat, sagte sie, und trennte sich willig von dem Todten. Sie gieng, und die Kupplerin folgte ihr wieder. Der Weg führte sie an dem Ufer des Flusses hinab.

Hier,

Hier, sagte sie zu der Wollustdienerin, sah mich der Graf. Ich flehte ihn um ein Almosen, er gab mir einen Gulden, ich habe ihn mit dem Verluste meines Kindes, meines Mannes zu theuer bezahlt, er kann die Schuld, welche er izt für mich tilgte, noch daran abrechnen. Meinen Tod aber mag er bey Gott verantworten! Mit diesen Worten sprang sie in den Fluß, und obgleich eine Menge Retter herbeyeilten, so fand man doch erst ihren Körper am dritten Tage.

Graf M — liegt eben, wie ich diese Geschichte schreibe, auf seinem Siechbett. Die Wollust hat seinen Körper geschwächt, seine Kräfte zerstört. Die Aerzte verschwenden vergebens ihre Kunst an ihm, denn der Richter harret seiner. Die Unschuld hat ihn angeklagt, und erwartet vor des Gerechten Throne Genugthuung.

Giovani Liobetti.

Ein Bösewicht ohne Gleichen.

Als der Herzog von Modena die Regierung übernahm, so wars sein erstes Geschäft, sein Gebiete von den schädlichen Banditen zu reinigen, die da-

mals ganz Italien unsicher machten, und um ein paar Zechinen das nützlichste, rechtschaffenste Glied des Staats mordeten. Er verfolgte sie mit der äußersten Strenge, und wenn irgend einer in sein Land flüchtete, so wurde er sein Richter und verurtheilte ihn zum schmählichsten Tode. Die Polizey wurde auf einen bessern Fuß gesezt, auf jeder Gasse standen Diener derselben, die über die Sicherheit des beschäftigten Bürgers wachen mußten. Des Herzogs Bemühung hatte die herrlichsten Folgen. Seine Unterthanen wandelten nun sicher um Mitternacht, und segneten am Morgen ihren Landesvater, wenn sie erwachten, keinen ihrer verlornen Anverwandten beweinen, nicht um ihr geraubtes Eigenthum jammern durften.

Schon zählte der menschenfreundliche Regent drey Monate, binnen welchen auf den Gassen seiner Residenz kein Ermordeter gefunden worden, und eben freute er sich darüber, als ihm der Polizeypräsident meldete, daß man diesen Morgen eine ganze, edle Familie in ihrer Wohnung ermordet, und aller Kleinodien beraubt gefunden hätte. Er erstaunte, aber sein Erstaunen wuchs bis zum äußersten Grade, als man ihm am zweyten, dritten und vierten Morgen das nämliche meldete, und er nun in einer Woche fünf und vierzig Ermordete zählte. Ein guter Monarch ist der Vater seiner Unterthanen, man denke sich also den Schmerz des Herzogs, der in einer Woche so viele Kinder ver-

lor, sie überdies noch deswegen zu verlieren glaubte, weil er durch seine strenge Aufsicht der Banditen Rache gereizt hatte. Alle möglichen Anstalten wurden getroffen, und alle möglichen Anstalten waren vergebens. Dem Herzog wurde alles verdächtig, und nirgends fand er seinen Verdacht bestättigt. Er sezte den Barigello ab, ernannte einen Thätigern, aber bald hernach erzählte man ihm eine neue Mordthat. Da immer in einem Hause viele Personen, und, was am meisten zu verwundern war, alle in ihren Betten ermordet gefunden worden, so wars sehr natürlich zu glauben, daß sich eine ganze Bande von Ungeheuern zusammgerottet hätte, die vereint diese Mordthaten begiengen. Der Herzog ließ also alle arme, und nur irgend auf eine Art verdächtige Personen gefangen nehmen. Man führte durch zwey Tage neunhundert Personen ins Gefängniß, jeder wurde verhört, streng untersucht, und keiner schuldig befunden. So lange die Untersuchung dauerte, herrschte Friede und Ruhe in der Stadt, so bald sie geendigt war, und die Gefangenen losgelassen wurden, begann der Mord von neuen.

Es schien nun erwiesen, daß unter denen, welche gefangen saßen, die Thäter mit begriffen waren; aber welche unter den vielen es seyn mochten, konnte niemand bestimmen. Sie alle, ohne den geringsten Beweis, ohne den mindesten Verdacht ge-

fangen zu halten, oder alle, und mit diesen gewiß sehr viel Unschuldige zu torquiren, schien dem Herzog eine That, die dem Morde selbst ähnlich wäre. Er forschte also nach einem andern Rath aber seine Richter vermochten ihm keinen zu geben.

Wie einst der Fürst sehr darüber trauerte, so erzählte ihm eine Dame, daß sich zu Massa Carara ein Justizverwalter befände, der die besondere Gabe hätte, jedem, auch dem verruchtesten Bösewicht das Bekenntniß seiner That abzulocken. Der Fürst sandte sogleich nach ihm, und der Justizverwalter erschien. Wie man ihm den ganzen schrecklichen Vorfall erzählt hatte, so versprach er Mittel zu suchen. Die ganze Justizpflege wurde ihm also übergeben, und er ließ aufs neue alle diejenigen, welche vor einem Monate gefangen sassen, nach dem Gefängnisse bringen. Sie wurden in verschiedene Zimmer vertheilt, in jedes Zimmer aber ein getreuer und bewährter Mann als ein Gefangener mit hineingeführt. Dieser hatte den Auftrag, der Uebrigen Reden zu beobachten, und wenn er wie die andern zum Verhöre geführt wurde, darüber Raport abzustatten. Keiner wußte zum erstenmale etwas Wichtiges oder Verdächtiges zu erzählen, nur einer sagte aus, daß, als die Gefangenen unter sich einstimmig behauptet hätten, es müßten der Mörder viele seyn, ein Schuhflicker zu ihm gesagt hätte: Glaubt ihr mir, der Herzog und die ganze Stadt trügt sich. Es sind der Mörder

nicht viele. Es ist nur ein einziger! und da dieser stets schweigen wird, so kann die Sache nicht entdeckt werden. Der aufmerksame Justizverwalter hielte diese Rede für sehr wichtig, und als er nach einigen Tagen, nach vielen Verhören nichts Wichtigers vernahm, so entließ er alle, behielte nur den Schuhflicker gefangen.

Durch einen Monat blieb dieser ohne Verhör im Gefängnisse, und keine neue Mordthat störte die zurückkehrende Ruhe. Der Justizverwalter glaubte nun sicher den wahren Thäter zu haben, aber noch schien's ihm und allen unmöglich, wie dieser einzige so viele Mordthaten begehen konnte. Noch wußte er auch eben so wenig, wie er ohne Beweis, ohne Zeugen den Thäter zum Geständniß bewegen sollte. Er zog unterdessen Nachrichten von dem Lebenswandel dieses Schuhflickers ein, und hörte zu seinem Erstaunen, daß dieses ein lustiger, ehrlicher und überdies sehr christlicher Mann sey. Sein Hausherr attestirte, daß der Arme niemals zur Nachtszeit herumgeschwärmt wäre, nie eine verdächtige Person beherbergt, sich durch acht Jahre redlich mit Schuhflicken ernährt hätte. Viele Herrschaften, bey denen er als der lustige Schuhflicker bekannt war, und denen er oft bey der Tafel einen Spasmacher abgegeben, baten für ihn. Eine alte Gräfin interessirte sein Unglück besonders, sie fuhr selbst zu dem Justizverwalter. Ich stehe für den armen Mann, sagte sie, er war fast täglich in meinem Hause,

und aß von meinem Tische. Er hat mir oft, fuhr sie fort, mit Schaudern und Entsetzen die Mordthaten erzählt, welche geschehen sind, und fluchte mit mir den Mördern. In der Kirche sah ich ihn oft inbrünstig beten, wie könnte er also das Ungeheuer seyn, das an keinen Gott glauben muß, weil es so sehr wider seine Gesetze sündigt?

Der Justizverwalter tröstete die Alte, versprach ihr die baldige Befreyung ihres Lieblings, und begann nun das Verhör mit ihm. Nach der strengsten Untersuchung fand er ihn eben so unschuldig, wie seine Fürsprecher ihn schon längst gefunden hatten; aber da nun wieder vier Wochen verflossen waren, und man von keiner neuen Mordthat gehört hatte, so vermehrte sich sein Verdacht aufs neue, den er freilich mit keinem Beweise unterstützen konnte.

Ohne des Herzogs Bewilligung einzuholen, ließ er ihn auf die Folter spannen, aber der Schuhflicker betheuerte auch auf dieser seine Unschuld. Schon wollte der Justizverwalter den Gefolterten entlassen, sein Betragen durch viele Spione beobachten, und so neuen Stoff zur Untersuchung sammeln, als er hörte, daß man in der Stadt laut über seine begangene Ungerechtigkeit schrie, schon Suppliken verfertigte, die der unschuldig gefolterte Schuster dem Herzog überreichen sollte. Aufgebracht über dies in seinen Augen so ungerechte Verfahren, sann er auf neue Mittel, dem Inquisiten das Bekenntniß abzu-

locken. Er ließ das Gerichtszimmer ganz schwarz spalierer. In der Mitte desselben errichtete er ein Schaffot, und befahl dem Henker, es mit entblößtem Schwerte zu besteigen. Als die Glocke eilfe schlug, und die Mitternachtsstunde erschien, mußten sechs schwarz gekleidete Männer den schlafenden Schuster mit schrecklichem Getöse wecken, und sogleich in das zubereitete Zimmer schleppen. Deine Stunde ist da —, schrie er dem Kommenden entgegen, das Maaß deiner Sünden ist voll, deine Missethaten sind entdeckt, du mußt sterben! der Schuster schauderte bey dem Anblick des Henkers, bat um Zeit, sich vorzubereiten, die ihm aber hartnäckig abgeschlagen wurde Ich will alles bekennen, sagte er endlich, nur gebt mir einen Priester, damit ich beichten, und wenigstens meine ungeheure Sünden bereuen kann. Bekenne erst, erwiederte sein Richter. Erzählst du mir alles genau, so will ich dir deine Bitte gewähren. Der Schuster begann sogleich sein Bekenntniß, das keine Drohung, keine Folter, nun aber die plötzliche Ueberraschung, der gähe Anblick des Todes ihm ablocken konnte.

Er hatte, wie ich schon oben erwähnte, oft den Ueberfluß der Grossen gesehen, an ihren Tafeln schmaruzt, und die Beine benagt, die man ihm zuwarf. Wenn er auf diese Art gesättigt in seine Wohnung zurückkehrte, dort überall Dürftigkeit und Mangel erblickte, so ergriff ihn, nach seinem eignen Geständnisse, die Begierde, einst auch so köst-

lich speisen zu können. Aus dieser Absicht machte er beständig Plane, die er aber, wenn er sie ausführen wollte, durch viele Hindernisse vereitelt sah. Er grub in seiner Wohnung, die einem Keller glich, und zu ebner Erde war, nach Schätzen, aber er fand keine. Endlich entschloß er sich, alles das, was sein Herz begehrte, zu stehlen. Er hatte in dem Hause des Edlen M — viele Kleinodien in einem Schranke beobachtet, auch deutlich wahrgenommen, daß in der Schatoulle vieles Geld verborgen liege. Durch zwey Monate versuchte er beydes zu entwenden, und wurde immer an der Ausführung seiner That verhindert. Die Sehnsucht nach diesen Schätzen mehrte sich täglich, und da er endlich keine andere Hülfe sah, so verleitete ihn seine Begierde bis zum Mord. Er gieng einst Abends im Dunkeln, die Glocke hatte eben sieben geschlagen, nach dem Hause des M —. Er wußte, daß dieser in Gesellschaft, nur seine kranke Gemahlin mit zwey weiblichen Bedienten zu Hause war. Mit einem scharf geschliffenen Schusterkneipp trat er in das Zimmer des Portiers, und stieß diesen sogleich über den Haufen, nun gieng er eine Treppe höher, traf die Kammerjungfer im Vorhause, ermordete sie ebenfalls, und trat ins Zimmer der Hausfrau, welche er auf eben die Art nebst der andern Magd umbrachte. Ohne von den Kostbarkeiten etwas anzurühren harrte er an der Hausthüre des kommenden M — s, der schon um acht Uhr

mit einem Bedienten nach Hause kam. Ehe beyde die Treppe erreichten, so wälzten sie sich schon röchelnd in ihrem Blute. Der Schuster nahm nun, was er zu besitzen wünschte, entkleidete die Todten und legte sie alle in ihr gewöhnliches Bette. Er schloß die Thüren hinter sich zu, und war schon um neun Uhr wieder in seiner Wohnung, wo er sich noch weislich mit seinem Hausherrn unterredete, und dann bey Nacht die Schätze sehr künstlich unter einen alten Balken vergrub. Aufgemuntert durch die gelungene That, immer begieriger nach mehrern, versuchte er dies in mehrern ihm bekannten Häusern. Stets lauerte er, nach seiner Aussage an den Thüren, und war schon so geschickt, daß er auch im Finstern nie das Herz verfehlte. Schon hatte er auf diese Art fünf und fünfzig Personen ermordet, schon an Gelde und Juweelen über einmal hunderttausend Zechinen gesammelt, als er zum zweytenmale eingezogen wurde. Nach seinem Bekenntnisse wollte er noch viele Familien ermorden, seine unmenschliche Thaten so lange fortsetzen, bis er zweymal hunderttausend Zechinen gesammelt hätte, dann wollte er in ein anders Land ziehen, und dort wie ein grosser und reicher Mann leben.

Der Justizverwalter ließ ihn sogleich wieder nach dem Gefängniß bringen, und eilte mit der gemachten Entdeckung zum Herzog. Früh durchsuchte man nochmals die Wohnung des Schusters, und ob er gleich den Ort beschrieben hatte, wo die Schä-

tze liegen sollten, so fande man sie doch nicht, bis man den Delinquenten selbst hinführte. Bey diesen Schätzen fand man auch sein Mordgewehr, nebst einer Liste, von denjenigen Personen, die er noch zum Opfer bestimmt hatte. Die alte Gräfin, welche so sehnlich für den Mörder bat, war auch unter ihnen. Schon längst, bekannte er, hätte er sie ermordet, wenn er nicht gewußt hätte, daß sie ein Kapital, welches sie schon aufgekündigt hatte, nach Hause bekäme, auf dieses hatte er bis izt vergebens geharrt.

Die ganze Stadt frohlockte, als sie gewiß vernahm, daß der Thäter entdeckt sey. Mit einer Art Enthusiasmus sah man dem Tag entgegen, an welchem er für so schaudervolle Verbrechen büssen sollte, aber wie sehr erstaunte man, als er bald darauf todt nach dem Richtplatz geschleppt und dort aufs Rad geflochten wurde.

Der Bösewicht war, als ihm sein schreckliches Todesurtheil vorgelesen wurde, im Anfall der Wuth und Verzweiflung gegen die eisernen Schranken des Gerichtssaals gerannt, daß sein Gehirn ringsherum sprizte. Schrecklich war seine That! Schrecklich sein Tod, aber gewiß noch schrecklicher die Strafe, die ihn jenseits erwartete.

Der arme Wenzel.

Wenn ich, zufrieden mit meinem Schicksale, in der stillen Mitternachtsstunde ans Fenster trete, in das Dunkle der Nacht hineinblicke, nach Gegenständen für mein unbeschäftigtes Auge, für meinen leeren Geist forsche, und sie nirgends finde, so blicke ich hinauf in den unendlichen Raum, wo Millionen Sterne in ihrem bestimmten Laufe wallen. Dann starrt mein Auge, dann erhebt sich mein Geist! Ich denke mir diese Sterne als Welten, meine Einbildungskraft bevölkert sie mit Geschöpfen aller Gattungen. Ich sehe sie leben, weben und arbeiten. Je heller ich mir dies Bild male, je stärker und heftiger entwickelt sich auch in meiner Seele die Frage: Wer war und wo ist der Urheber dieser Welten? Dann glüht meine Einbildungskraft, meine Seele sammelt alle ihre Kräfte, all ihr Vermögen, um ihn mir darzustellen den Großen, den Erhabnen, den Unendlichen, den Schöpfer dieser Wunder! Ich sehe ihn, wie er, von Tausend und Tausenden umgeben, im Glanze einer Majestät, die ich nur schwach zu fühlen, gar nicht zu beschreiben vermag, über alle diese Welten dahin schwebt, sie mit einem Winke regiert, mit einem Hauche vernichtet. Ich sehe ihn als Richter, als Rächer! Ich zittre, ich bebe! Aber bald erblicke ich ihn

wieder als den liebreichsten Vater, der sein Ohr zu dem flehenden Unglücklichen herabneigt, der auf das Sumsen der Mücke hört, und dem Winde gebietet, daß er sie nicht wegweht, der das welke Gräschen, welches nach Hülfe lechzt, mit einem sanften Regen erquickt! — — O dann! dann! — — Wer je diesen Gedanken empfand, der wird fühlen, was ich fühlte. Ich denke mich dann als das Meisterstück dieses Unnennbaren, ich sehe mich, nach seinem eignen Ausdrucke, als sein Ebenbild. Mein Gefühl wird zum Gebete, ich stammle, ich danke und preise den Menschen als das herrlichste, glücklichste, edelste Geschöpf!

Wenn aber Unglück von allen Seiten auf mich losstürmt, wenn Kummer meine Seele füllt, mein krankes Herz eitert und der gütige Schöpfer mein Flehen nicht zu hören, meine Thränen nicht zu sehen scheint, so eile ich ins Freye, um dort Ruhe und Trost zu suchen. Aber auch da finde ich keins von beyden. Ueberall sehe ich Unglückliche, überall hör ich Geschöpfe nach Hülfe lechzen. Dort arbeitet der arme Landmann, sein Gesicht ist mit Schweiß bedeckt, seine magern Ochsen wanken vor dem Pfluge, und er taumelt ihnen nach. Ich wende mein Auge weiter, und sehe seinen Mitbruder frohnen. Entkräftet, elend, schon halb verhungert sinkt er und sein Vieh zu Boden. Sein Herr, oder vielmehr sein Tyrann schlägt auf beyde los, um ihnen noch den lezten Tropfen Bluts abzuzapfen,

und seine Jagdhunde damit zu füttern. Ich eile nach der Straße, Blinde und Bucklichte wallen vorüber. In ihren Augen lese ich deutlich die Frage: warum bin ich so elend? Warum unglücklicher als alle Geschöpfe? Mein Auge sinkt, und ich sehe den zertretenen Wurm im verdorrten Grase sich krümmen, ich blicke nach Hülfe für ihn empor, und der Habicht würgt eben eine Taube, die ihrem Gatten nacheilte. Wie unglücklich, denke ich dann, ist der Mensch! wie elend alles Erschaffne!

Versunken in diesen Gedanken schweife ich weit umher und rufe nach Hülfe für mich und alle diese Elenden! Schon besiegt mich Verzweiflung, denn ich suche vergebens nach einer bessern Aussicht, aber plötzlich reißt der dunkle Vorhang, ich blicke jenseits, ich sehe über das Grab hinüber. Die Himmel öffnen sich, des Allmächtigen Thron steht vor mir. Der Bauer, den ich vorher so sehr bedauerte, trinkt mit vollen Zügen die Herrlichkeit des Ewigen, und weit entfernt von ihm liegt der Wollüstling, der ihn hier so quälte, und erwartet zitternd des Richters Urtheil. — — — Also jenseits, denke ich dann, ist Hülfe! Jenseits Belohnung, Vergeltung! Hier nur der Ort, aus welchem wir, wenn wir des Glückes mäßig genießen, das Unglück geduldig ertragen, im Drang und Sturme standhaft stehen, in eine andere Welt übergehen, wo unsre Thaten uns richten, wo unsre Geduld und Standhaftigkeit belohnt, unser Ringen nach dem Ziele ge-

krönt wird. Trost, inniger, ächter Trost erquickt dann mein Herz, labt meine Seele, ich harre geduldig, bessere Tage erwachen für mich, und die Aussicht nach einer bessern Welt erhält mich in jedem Sturme aufrecht.

Könnte ich doch diesen mächtigen Trost in aller Unglücklichen Herzen giessen! Könnte ich doch stets ein Schutzengel des Verzweifelnden seyn, der sein Auge für diesem reizenden Bilde verschließt, sich in den tiefen Abgrund, der zu seinen Füssen liegt, stürzt, und den schmalen Pfad nicht sehen will, der ihm am Rande des Abgrunds in die reizendsten Gefilde führt.

Könnte ich doch endlich auch diese einzige, wahre Stütze dem armen Wenzel reichen, dessen Geschichte ich izt erzählen will, die nicht eigentlich hieher gehörte, die aber zu beschreiben, die Menschheit von mir fodert. Ueberschlage sie nicht, lieber Leser, du kannst, mit seinem Schicksale vertraut, vielleicht sein Leben retten, es wenigstens fristen, kannst ihn unterstützen auf dem schweren Pfade, auf welchem er zum Ziele wallt, und eines Menschen Leben zu retten, oder nur Menschen-Elend zu lindern! — — O Gott, dieser Gedanke muß jedem Gefühlvollen Seligkeit und Wonne seyn!

Wie ich neulich über Land reißte, so hielt mein Kutscher Abends vor einem Wirthshause stille, dessen Aeußerliches mir ein schlechtes Nachtlager ver-

sprach. In der Gaststube fand ich eine Menge Bauern, die in einem Kreis versammelt stunden und laut lachten. Ganz verdrüßlich sezte ich mich in die andere leere Ecke, der Wirth stattete sein Bewillkommungs-Kompliment ab, sprach vom Essen und einem bessern Zimmer. Ich will unterdessen hier bleiben, sagte ich, und der Bauern Gelächter erscholl aufs neue. Ich wurde aufmerksam. Eine schöne Tenorstimme, wie ich sie selten hörte, fieng leise und in einer schmachtenden Melodie zu singen an: Wer sagt mir denn, wie ich es mache, daß meine Theres mich wieder liebt! Ich trat näher, man machte mir Platz, und ich sah — — O armer Wenzel, ich vermags nicht, dein Elend zu schildern, deine Trauergestalt zu beschreiben: Eine den Menschen nur noch schwach gleichende Figur saß schaudernd im Winkel. Die elenden Lumpen eines blauen Ueberrocks, und ein starker, langer Bart ließen mich nicht länger zweifeln, daß diese Figur ein Mann sey. Es lag Schnee, es war Winter und seine bloßen, stark aufgeschwollnen Füße bewiesen die Strenge desselben. Sein Gesicht war eingefallen und äußerst hager, aus den tiefen Augenhöhlen blickte nur dann und wann ein schwarzes Auge matt hervor, und sein langes Haar hieng verworren über sein Haupt herab. Noch starrte ich ihn mitleidsvoll an, als er nach der bekannten Arie: Azor, Azor! wo bist du geblieben, folgendes herzangreifend sang: Theres! Theres! wo

bist du geblieben? Kaum hatte er diese Worte geendigt, so seufzte er laut: Armer Wenzel! deklamirte heftig mit den Händen und der Bauern Gelächter erscholl aufs neue. Es ist ein Narr, sagte der Wirth zu mir und lachte herzlich mit.

Ich. Aber woher? Wer ist er? Wie heißt er?

Wirth. Das weis Gott! Er übernachtet hier heute zum drittenmale. Früh geht er zeitlich fort, und Abends kommt er wieder. Ich hätte ihn schon längst zur Thüre hinausgeworfen, aber die Bauern haben immer ihren Spas mit ihm, bleiben länger hier, und trinken so einige Maas Bier mehr. Unser eins muß alles benutzen, wenn man den schweren Zins zahlen und nebenbey mit Weib und Kind ehrlich leben will, aber er wird sie inkommodiren — — Marsch! n'aus!

Ich. Um Gottes willen nicht! Ich will für ihn zahlen! Geb er ihm zu Essen. — —

Wirth. Er ißt kein Fleisch. Der Richter gab ihm gestern ein Stück Braten, und er warfs gleich dem Hunde vor!

Ich. So geb er ihm was er will, was er essen mag!

Ein Bauer. Er ißt nichts als Brod und trinkt nur Wasser!

Ein andrer Bauer. Ich wollte ihm gestern ein paar alte Schuhe und einen Küttel geben, der

der doch zehnmal besser als sein Rock war, aber ers nahms nicht an.

Ich. So wäre ihm also gar nicht zu helfen?

Wirth. Bewahre Gott! Es ist ein Erznarr!

Wenzel. (singend, im aufgeweckten Tone) Theres sizt auf dem Kanapee und Wenzel auf dem Stroh! Er ist des Lebens satt, sie ist des Lebens froh!

Die Bauern lachten, ich trat näher und fragte ihn verschiedenes, aber er antwortete nicht. Ich ließ ihm eine Semmel reichen, er schob sie von sich weg, ich gab ihm selbst ein Stück Brod, er aß begierig, und mir schiens, als ob seine Miene mir dankte.

Eine alte Frau, welche Viktualien nach der Hauptstadt trug, trat aus der Menge hervor. Herr, sagte sie zu mir, der Mensch da muß meines Erachtens etwas Großes verbrochen haben, und wird izt Buße thun. Ich bin heute über eine Stunde mit ihm gegangen. Er geht nicht, wie andere Menschen, er macht allemal einen Schritt vorwärts und den andern wieder zurück, und geht doch so geschwind, daß ich ihm kaum gleich schreiten konnte. Die Pilger, welche nach Jerusalem gehen, hat

mir einmal mein seliger Vater erzählt, machen's auch so!

Ich wurde immer aufmerksamer! mit ihm zu reden, ihn zu trösten, war mein einziger Wunsch! Sein Gesang, die Melodie der vorigen Arie ließ mich mit Grund vermuthen, daß er einst ein besseres Schicksal genoß. Ich sezte mich neben ihm auf die Bank, er zog seine Lumpen an sich und schmiegte sich in Winkel.

Ich. Bleiben sie ruhig sitzen, lieber Freund!

Wenzel. (mit einem Tone, der meine Seele traf, der mich bis zu Thränen rührte) O meine Theres!

Ich. Wer ist denn diese Theres?

Wenzel. (sehr geschwätzig) Sie ist schön frisirt, trägt Hauben mit feinen Spitzen, hat Uhren, lange Kleider, und ich — — (Hier brach seine Stimme, sein Blick gleitete an seinen Lumpen herab, und blieb auf seinen Füssen, die er für Schmerz hin und her bewegte, haften. Nach einer kleinen Pause) Wer sagt mir denn, wie ich es mache, daß meine Theres mich wieder liebt!

Ich. Wenn sie das wünschen, so müssen sie sich anders kleiden, anders betragen! Wie kann, wie wird die schöne Theres — —

Wenzel. (Er sprang auf, trat vor mir, und sang mir freundlich ins Gesicht) Theres! Theres! ist wunderschön, und wer sie sieht, der muß gestehn, sie gleiche einem Engel!

Ich wollte eben eine neue Frage an ihn stellen, als ein reisender Jude ins Zimmer trat. Wie diesen mein armer Wenzel erblickte, so suchte er sich zu verstecken. Er winkte mir, mich zu entfernen, und ich gehorchte gerne, weil ich nicht ohne Grund vermuthete, daß der Jude meine sehr gespannte Neugierde besser würde befriedigen können.

Wie ich eben auf eine Frage sann, die ich an den Juden thun wollte, so näherte er sich dem Ofen, und erkannte sogleich den armen Wenzel.

Jude. Je Wenzel! Was machst denn du da? Deine Mutter sucht dich schon die ganze Woche in allen benachbarten Dörfern. Gehe nach Hause, und erspare der guten Alten den Kummer.

Wenzel. (mit aufgehobnen Händen) Ihr nichts sagen! Mich nicht verrathen.

Jude. Aber was machst du denn hier? Wo willst du dann hin?

Wenzel. Nach Nürnberg. Der Graf ist dort! (singend) Sie zu sehen, sie zu finden, eil ich über Berg und Meer!

Jude. Sey vernünftig! Es hat dich wieder einmal jemand zum Besten gehabt, der Graf ist ja zu —, und nicht in Nürnberg.

Wenzel. Mir hats geträumt. Ich muß hin wallfahrten, und da bekomme ich meine Theres wieder.

Jude. Sie ist nicht dort, wenn ich dirs schon sage. Du gehst morgen früh wieder mit mir nach Hause, und von da, wenn du willst nach —, wo du sie wirklich finden kannst.

Noch lange suchte der Jude ihn zu bereden, aber Wenzel bestand auf seiner Reise nach Nürnberg. Aufgebracht über diese halsstärrige Weigerung verließ er ihn endlich, und sezte sich, ein Glas Bier fordernd, in einen Winkel. Ich gesellte mich zu ihm, erfuhr auch Wenzels zusammenhängende Geschichte.

Als der Graf D — seines Onkels Güter erbte, so wählte er sich das Lustschloß E — zu seinem Sommerwohnsitze. Er war noch unverheyrathet, und flatterte ungefesselt von einem Mädchen zum andern. Die Wonne der Liebe kannte er nicht; er suchte nur die Befriedigung seines Instinkts und diese fand er bey jeder Buhldirne.

Als sein Amtmann starb, so gab er diese Stelle, auf der Wittwe Bitten, ihrem Sohne, der

eben das Jus absolvirt hatte, und sich nach einer Versorgung sehnte, denn er hatte auf der Universität ein Mädchen kennen lernen, die er inbrünstig liebte, und die ihm ihre Hand versprach, wenn er sie ehrlich ernähren könnte. Wenzel, so hieß der junge Amtmann, kam sogleich bey dem Grafen um die Erlaubniß, heyrathen zu können, ein, und erhielte sie auch mit der Bedingung, daß die Hochzeit auf dem Lustschlosse E — gefeyert werden sollte. Diese Bedingung war von Seiten des Grafen sehr eigennützig, denn er hoffte bey dem Feste der Liebe, wo immer Fremde sich sammeln, und junge Mädchen erscheinen, einen Gegenstand seiner Wünsche, oder, daß ich trocken rede, Befriedigung seines Instinktes zu finden.

Der Entzückte flog sogleich nach dem Wohnorte seines Mädchens, und führte sie im Triumphe nach des Grafen Schlosse. Guter Junge, hättest du sie nie dahin gebracht! Der Graf sah sie. Liebe, noch nie gefühlte Liebe stürmte in seinem Herzen, das nicht lange zu begehren, stets zu besitzen gewohnt war. Am dritten Tage suchte der arme Wenzel seine Braut vergebens, der Graf hat sie mit Gewalt nach einem andern Schlosse bringen lassen. Die Entführte wurde — um mich eines passenden Wortspiels zu bedienen — auch bald verführt. Sie erschien in der dritten Woche mit dem Grafen wieder auf dem Lustschlosse E —. Wenzel sah sie

in den Armen eines andern, und verlor über diesen Anblick den Gebrauch seiner Vernunft. Er sucht nun stets seine verlorne Theres, die er doch alle Tage sieht, und die er nicht für die Seinige hält. Seine arme Mutter nährt sich kümmerlich und elend. Die grausame Theres wirft ihr nicht einmal die Brodsamen zu, die von ihrem Tische fallen. Ihr Elend mehrt sich um ein Großes, da sie ihren Sohn auch noch ernähren muß, dem sie nichts Neues geben darf, denn er zerreißt es, und kleidet sich stets in alte Lumpen. Oft entlauft er ihr, dann sucht sie ihn ängstlich an allen Teichen, aber bis izt war ihre Angst noch ungegründet. Er eilt alsdann nur dahin, wo seine Einbildungskraft sich seine Therese denkt, oft bleibt er ein halbes Jahr aus, kommt aber allemal wieder. Izt ist er wieder auf einer neuen Wallfahrt begriffen. Mitleidige Seelen, wenn er euch begegnet, seinen schweren Pfad bey euerem Hause vorüberwallt, theilt ihm ungebeten ein Stück Brod mit, und vergesset den armen Wenzel nie, von dem ich euch bald mehr erzählen werde.

Gutberg,
ein armer Student.

In einem mächtigen Staate mußten die Studenten monatlich ein Schulgeld bezahlen, wer's nicht vermochte, dem verbot man den Zutritt in den Hörsaal. Nur jene Armen, die ein Stipendium genossen, waren davon befreyt. Gutberg war ein fleißiger, gesitteter, frommer Jüngling; geehrt, geliebt von jenen, die seine Geistesgaben, die sein gutes Herz kannten; verachtet, gehaßt von dem, dessen Pflicht es war, sein vielversprechendes Talent durch Unterstützung aufzumuntern. Gutbergs Fleiß wirkte auf seinen Geist, und nichts auf das Herz seines Lehrers. Unzufrieden mit dem Verbote für sich selbst von armen Schülern Geld zu erpressen, unterdrückte er kühn des Dürftigen Talent, und seine Seele empfand Wollust in dem Thränenlaufe vor seinem marmornen Herz sich krümmender armer Studenten. Gutberg versuchte es ein Stipendium zu erhalten. Sein Bewußtseyn sagte es ihm, daß er vor 50 andern gerechten Anspruch darauf habe, den er mit einem lobenswerthen Zeugnisse von seinem Lehrer geltend zu machen hofte; aber der fleißige Gutberg erhielt von ihm das Zeugniß der zweyten Klasse, die ihn des Stipendiums zwar unfähig, doch nicht

unwürdig machte. Er duldete diesen harten Streich mit Muthe. Vielleicht bin ich der noch nicht, der ich zu seyn mir schmeichle, dachte er, und harrte ruhig auf günstigere Zeiten. Er konnte es nicht hindern, daß manche trübe Gedanken sein Herz quälten. Sein trauriges Schicksal mochte seinen Muth zwar erschüttern, aber nicht zerstören. Er verkaufte entbehrliche Kleidung und Wäsche, die er von Menschenfreunden — Vater und Mutter waren schon jenseits des Grabes — erhalten hatte. So sezte er kümmerlich sein rastloses Studiren fort. Er suchte izt zum zweytenmale ein Stipendium zu erhalten, und empfieng auch zum zweytenmale nichts. Er wußte, daß Unwürdige an einer Wohlthat Theil nahmen, die der weise Monarch nur für Armuth und Verdienste bestimmte. Andere konnten schmeicheln oder bestechen, beydes verachtete Gutberg, denn er war des ersten so wenig, als des lezten fähig. Nun hatte der arme Jüngling zur Bezahlung des Schulgeldes schon Schulden gemacht. Ein Bekannter streckte ihm die Summe von 25 Gulden vor. Gutberg tröstete ihn, und bat, nur bis nach dem Osterfeste zu warten, denn ich erhalte alsdenn sicher die erste Klasse, rief er entzückt aus, und mit ihr auch ein Stipendium. Ich will dies zu bewirken, alle meine Kräfte aufbieten. Seine gute Freunde riethen ihm, den Lehrer um die erste Klasse zu bitten. Er thats, und weinend flehte er das harte

Herz des Lehrers an, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; dies hieß nun freilich eigentlich um die erste Klasse bitten, aber umsonst. Der gefühllose Professor schalt ihn einen Lumpenhund, einen Taugenichts, und drohte ihn durch seinen Familias die Treppen hinab prügeln zu lassen, wenn er sich nicht sogleich zum Teufel packte. Thränen der Schaam rollten izt über des Jünglings bekümmerte Wangen; einst werden sie zentnerschwer dein Herz, Unmensch! belasten. Er schlich davon. Schon streuete Verzweiflung Saamen in sein Herz, schon keimte er, und ein unvermutheter Fall brachte ihn zur Reife. Einsam gieng er eines Tages an des Flusses Ufern spatzieren. Sein Gläubiger, der ihm die 25 Gulden geliehen hatte, kam ihm entgegen.

Der Gläubiger. Ha! eben gut, daß ich sie antreffe. Sie sind ein Betrüger, ein Lügner, ein Prahler! Hier (er hält ihm das gedruckte Klassenverzeichniß der Studenten unter die Augen) hier müssen sie zur Schande lesen, daß sie die zweyte Klasse haben.

Gutberg. (gelassen) Uebereilen sie sich nicht, mein Freund! es ist die Frage, ob ich sie verdiene?

Der Gläubiger. Das geht mich wenig an. Bey mir ist izt die Frage, wie sie mich bezahlen werden. Die Ostern sind vorüber, die schönen Aussichten in die Zukunft hat der Wind verjagt.

Gutberg. Sorgen sie nicht. Ich werde noch einen Freund finden, der für mich Zahler seyn wird. Wollten sie nicht die Güte haben, und mir in den nächsten Kaufmannsladen folgen? ich werde ein Billet an meinen guten Freund schreiben, sie werden so gut seyn, ihm's zu übergeben; es betrift die Bezahlung der 25 fl.

Der Gläubiger ließ sich durch dieses Mittel beruhigen, und gestand Gutbergen offenherzig, daß er willens seye, ihn in den Schuldthurm einsperren zu lassen, im Fall er nicht zahlen könnte. So kann ein Bischen glänzendes Erz die menschlichen Herzen versteinern, um dessen Verlust sie Brüder zu Schlachtopfer des Geizes oder der Härte bestimmen!

Gutberg kam mit seinem Gläubiger, der ihm nun der getreueste Begleiter von der Welt war, in die Kaufmannsbude; und schrieb folgendes Billet:

Freund!

„Dem Ueberbringer dieses Briefchens bin ich 25 fl. schuldig. Ich hätte ohne seiner gütigen Aushülfe das Schulgeld nicht bezahlen, folglich mein Studium nicht fortsetzen können. Ich versicherte ihn, daß ich den schuldigen Betrag nach Ostern entrichten werde, denn ich hoffte die erste Klasse, und durch sie ein Stipendium zu erhalten. Beydes erfolgte nicht. Warum? das weis der Ewige.

Mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe über Nachlässigkeit im Studiren. Ich war arm, und wurde verachtet. Ich hatte keinen Vater, keine Mutter, die meinen Lehrer zu Gaste bitten, ihn bestechen, und mir auf diese gewöhnliche Art die erste Klasse verschaffen konnten. Hätten sie gelebt, sie würden sich nie mit dieser schändlichen Handlung entehrt haben. Jede nur erträgliche Aussicht in die Zukunft ist hin — Ich muß zahlen, werde zahlen, und werde mit Gefahr meines Lebens bezahlen. Sie wissen, der, welcher einen Menschen aus dem Wasser vom Tode rettet, bekömmt nach unsern Landesgesetzen eine Belohnung von 25 Gulden. Wenn ich dies Briefchen werde zu Ende gebracht haben, begebe ich mich mit meinem Gläubiger jenseits des Flusses in die größere Stadt. Ich setze mich mit ihm in einen Nachen, wir kommen in die Mitte des Flusses, ich springe ins rauschende Wasser, mein Gläubiger weis die ausgesezte Belohnung, er rettet mich — erhält die 25 Gulden; mein Bewußtseyn sagt mir, daß er sie durch mich erhielt, und ich freue mich kein Schuldner mehr zu seyn. Das ist mein Entschluß, der schon ausgeführt seyn wird, wenn sie das Schreiben erhalten von ihrem

Gutberg.

Er versiegelte das Blatt, gab es seinem Gefährten mit der Bitte, es seinem Freunde, wie es

die Aufschrift zeigt, in der größern Stadt zuzustellen. Er verließ den Kaufmannsladen. Besorgniß für sein Leben, und die Rettung seiner Ehre kämpften wechselweise in seiner Seele. Sie stiegen in den Nachen, bald schwankte er in der Mitte des Stromes. Gutberg blickte gen Himmel, traurige Wolken hatten seinem Auge den lezten Anblick seiner Schönheit verhüllt. Er starrte seinen Gläubiger noch eine Minute an, und schon wälzten unbarmherzige Wellen den armen Jüngling fort. Der Gedanke von 25 Gulden bemächtigte sich des geizigen Gläubigers. Rettete er ihn nicht, so verlör er doppelt. Er sprang nach, arbeitete sich gut durch die murmelnden Fluthen durch, denn er war ein geübter Schwimmer, aber Gutbergen verlor er bald aus dem Gesichte. Er hob noch kurz zuvor seinen Kopf aus dem Wasser empor, und seine Hand flehte um Hülfe, aber der schnelle Zug des Flusses schleuderte ihn über das steinichte Wehr herab, und zerstückte seinen Körper. Der Gläubiger sah, daß er umsonst sein Leben für ihn gewagt habe, fluchte seiner fürchterlich, und fluchend erreichte er das Ufer. Er bestellte izt Gutbergs Billet an seinen Freund, ohne ein Wort von seinem Tode zu sagen.

Gutbergs Freund. Sie sind also der Mensch, dem Gutberg 25 Gulden schuldig war; und wissen sie, was er unternahm, um sich von ihren Forderungen zu befreyen? Lesen sie dieses Blatt. (Ihm entfallen freundschaftliche Thränen)

Gläubiger. (liest) Das dank ihm der Henker! soll ich für mein baares Geld noch mein Leben in Gefahr setzen? Ich danke dem Himmel, daß der Betrüger ersoffen ist.

G. Freund. Also ist er todt? Unmensch du! Wie kann deine Seele bey dem Gedanken, daß er für deinen Geiz das Leben wagte, und auch du für deinen Geiz in die Fluthen dich warfest, nicht zurückbeben! Hier sind 25 Gulden; entferne dich, und lasse dein Gewissen dich foltern.

Nach drey Tagen fand man Gutbergs Kopf, Hände mit halb zernagter Brust, und einen Fuß am Ufer. Edle Jünglinge, die ihn kannten, die ihn liebten, sammelten diese Stücke, und begruben sie um Mitternacht unter eine nahe Linde. Sie sezten ihm einen Leichenstein mit der Aufschrift:

Hier liegt Gutberg, das Opfer
der akademischen Ungerechtigkeit.

Sein Professor frohlockte bey der Nachricht von seinem Unglücke, und prieß die Gerechtigkeit Gottes, die den sekanten Burschen seinetwegen im Wasser umkommen ließ.

Inhalt.

Seite

Selbstmörder aus Liebe.

Isidor und Antonia. 7

Karl und Kätchen. 28

Antonio und Gianetta. 58

Olivie Amenuti. 77

Selbstmörder aus Ehrgeiz.

Lieutenant K***. 119

Ein Opfer der Wollust.

Rosine L***. 132

[library stamp]

Seite

Ein Bösewicht ohne Gleichen.

Giovani Liobetti. 145

* * *

Der arme Wenzel. 155

Gutberg, ein armer Student. 167

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Bio.
Spiess
2
D
K

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spiess, Christian Heinrich,

Biographien der Selbstmörder

Bd.: 2

Frankfurt (1800)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 879 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279970-0
VD18 80226558-001